



47

APRIL 1960

WERKMITTEILUNGEN

STAHL- UND RÜHRENWERK REISHOLTZ GMBH DÜSSELDORF REISHOLTZ



Ein heller freundlicher Eingang in einem hellen freundlichen Haus. Es gehört unseren Lehrlingen, die an der Oberhelder Straße, am Elektro-Stahlwerk, eine schöne und wohl endgültige Bleibe gefunden haben. Die neue zentrale Ausbildungsstätte wurde geschaffen, damit alles unter einem Dach ist: das gewerbliche und das kaufmännische Ausbildungswesen mit den notwendigen Verwaltungsräumen. In Anwesenheit der Lokalpresse übergab Arbeitsdirektor Best das Haus den Ausbildungsleitern. Im Inneren des Heftes finden Sie zahlreiche Fotos von der alten und der neuen Lehrwerkstatt. Der Artikel „Die Sonne scheint zum Fenster herein“ berichtet von der Übergabefeier und schließt daran einige Betrachtungen an.

Foto: Horstmüller

Werner Neuhoff 50 Gedanken zum 1. Mai

A. Schirbach/K. Busse 52 Eigner Herd ist Goldes wert

* 56 Die Sonne scheint zum Fenster herein

Siegfried Stark 63 Lehrling und Meister

* 66 Drinnen und draußen

* 67 Stahl und Eisen

* 70 Am 8. Mai ist Muttertag

* 70 Hinein in die Sauna

* 72 Ich weiß Bescheid und Du?

* 73 Der Schildkrötenklub

Paul Feichten 76 Mutter fährt nach Hause

Gedanken zum 1. Mai

Daß der 1. Mai heute ein arbeitsfreier Tag ist, der ausgefüllt wird mit Demonstrationen der Arbeitnehmerschaft für ihre soziale Besserstellung, liegt in einer Entwicklung, die vor mehr als 100 Jahren begann.

Damals erkannten die eingewanderten Arbeitskräfte in Australien dank des dort herrschenden Arbeitermangels ihre Machtposition. Mit dem erwachenden Selbstbewußtsein der Arbeitnehmerschaft in den englisch sprechenden Ländern forderten sie zu einer gemeinsamen Demonstration für den Achtstundentag auf. Am 21. April 1856 legten die Arbeiter in der australischen Kolonie Victoria die Arbeit nieder. Die Bewegung für den Achtstundentag breitete sich von Melbourne, der Hauptstadt der Kolonie Victoria, über den

Diejenigen Artikel, die mit dem Namen des Verfassers oder mit seinen Initialen gekennzeichnet sind, stellen die persönliche Meinung des Autors dar und nicht unbedingt die des Redaktionsausschusses bzw. der Werkleitung.

Bildnachweis: Alle Fotos, soweit nicht anders vermerkt, Werkaufnahmen.

Herausgeber: Stahl- und Röhrenwerk Reisholz GmbH. Düsseldorf-Reisholz · Verantwortlich: Direktor August Best · Redaktion: Ursula Landgraf (Hauptabteilung Sozialwesen) ·

Erscheinungsweise: In zwangloser Folge · Druck: Aussaat-Verlag GmbH., Wuppertal ·

Klischees: Fischer & Schmidt, Wuppertal · Grafik: Karl Busch, Wuppertal · Vertrieb:

Postversand im Verlagsstückverfahren.



australischen Kontinent nach Nordamerika aus. Schon nach neun Tagen war die Forderung der australischen Arbeiter erfüllt, und sie konnten den 1. Mai 1856 erstmalig als gesetzlichen Feiertag begehen.

In stillschweigendem Einverständnis mit den Unternehmern — also nicht auf gesetzliche Regelung hin — gab es auch in Nordamerika den sogenannten „Labor Day“ (Feiertag der Arbeit). Noch war dieser Tag mit Volksbelustigungen und Tänzen der Arbeitnehmer ausgefüllt. Im Jahre 1884 setzten sich die amerikanischen Gewerkschaften das Ziel, den Achtstundentag bis zum 1. Mai 1886 überall in der Industrie einzuführen. Für einen Teil der Arbeiter wurde diese Forderung auch bis zu diesem Tag erfüllt; jedoch in Chicago

wurden die Maitage 1886 zu einem Blutbad.

1888 kam es in St. Louis zu einem Zusammenschluß mehrerer Gewerkschaftsverbände zur „American Federation of Labor“ (AFL), und erst diese große Vereinigung konnte nach weiteren, erheblichen Bemühungen für die gesamte amerikanische Arbeitnehmerschaft das Ziel des Achtstundentages verwirklichen.

1889 begann in Europa der Kampf um den Achtstundentag. Der „Internationale Arbeiterkongreß in Paris“ beschloß, die Maifeier in allen Ländern durchzuführen. Aber auch in Europa gab es schwere Zusammenstöße zwischen der Staatsexekutive und den Arbeitern; z. B. 1891 in Fourmies (Frankreich) und Lodz (Polen), 1901 in Petersburg (Rußland) und 1907 in Paris. Erst

1919 wurde in Deutschland der Achtstundentag eingeführt und der 1. Mai zum Feiertag erklärt.

Zu wenig Widerstand setzte die deutsche Arbeitnehmerschaft, jedenfalls in ihrer Gesamtheit gesehen — es fehlte wohl auch an politischer Bildung — den damals beginnenden „nationalen Auswüchsen“ entgegen. Nur so konnten die verhängnisvollen zwölf Jahre von 1933 bis 1945 Wirklichkeit werden.

An diese Tatsachen sollten wir uns erinnern, wenn wir heute — wie selbstverständlich — unsere Mailosung proklamieren, die getragen werden muß vom Bewußtsein der Mitbestimmung und Mitverantwortung, die wir im Wirtschaftsleben haben.

In diesem Sinne ein

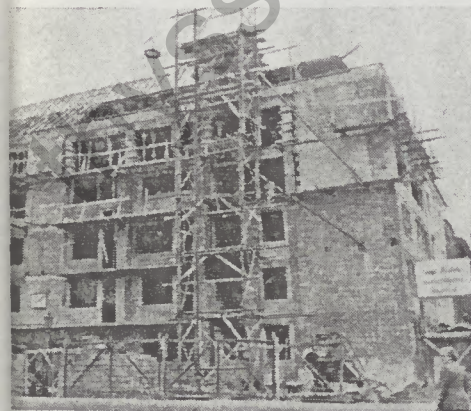
herzliches Glück Auf!
Werner Neuhoß

Eigner Herd ist Goldes wert



Erste Lagebesprechung ...

... das sieht schon anders aus



Fotos: privat

In Reisholz, in der Kappeler Straße, werden Eigentumswohnungen für Werkangehörige entstehen. Das Grundstück ist gekauft. Die voraussichtlichen Eigentümer haben sich gefunden. Wer ausscheidet, muß einen vollwertigen Ersatzmann stellen. „Vollwertig“ heißt hier mit einem gewissen Eigenkapital. Die Firma leiht Geld. Landesmittel können unter bestimmten Voraussetzungen in Anspruch genommen werden. Doch auf jeden Fall: Eigenkapital muß da sein. Mit zweitausend Mark ist es nicht getan, heute leider nicht mehr. Die Grundstücks- und Baustoffpreise und die Löhne der Bauarbeiter haben während der letzten zwei Jahre stark angezogen. Wer eine Eigentumswohnung — also ein Eigenheim — besitzen will, muß sparen, muß sehr sparen. Was man alles beachten muß, aber auch, welche Quellen angezapft werden können, verrät knapp und präzise die Schrift „Das Familienheim — kein Wunschtraum mehr“, herausgegeben vom Bundesministerium für Wohnungsbau, Bad Godesberg, Deichmannsaue.

Der folgende Erlebnisbericht zweier Kollegen über das Entstehen des ersten Eigentumswohnungs-Hauses in der Düsseldorfstraße 58 ist in mancher Beziehung aufschlußreich, zeigt er doch, daß die Mieter gelegentlich selbst in die Hände gespußt haben und daß sie stets bemüht waren, ihr Kapital zu vermehren. Er zeigt aber auch, daß die Zeit großen und kleinen Ärger vergessen läßt und daß Vergangenes durch die Brille des Humors betrachtet recht munter wirkt.

Die Italiener sind nicht nur als schicke Karosserieentwerfer bekannt, sondern auch als kühne Häuserbauer. Ebenso werden die Schweden, die Dänen, die Norweger und die Finnen nicht nur wegen ihrer nordischen Möbel gerühmt, sondern sie sind auch viel bewunderte Architekten. Selbst im Berliner Hansaviertel, in dem sich Neuerer aus aller Welt ein Stelldichein geben, fällt das Wohnhaus des Finnen Aoko Akkinen durch seine kühne Stahlkonstruktion und dabei schlichte Zweckmäßigkeit auf. Die nordischen Staaten und die Italiener bauen wohl komfortable Wohnungen, deren Mieten sehr hoch sind. Noch lieber aber verkaufen sie die Etagen als Stockwerkseigentum. Nach 1945 bürgerte sich diese Sitte auch bei uns ein; denn alle Mittel waren recht, um möglichst schnell möglichst vielen Menschen ein Dach über dem Kopf zu geben.

Wenn man allerdings in Deutschland sagt, „ich habe eine Eigentumswohnung“, dann klingt das in den Ohren des Durchschnittsbürgers gar großartig. Er stellt sich einen Menschen mit viel Geld und auf jeden Fall Grundstücks-

eigentum vor. Tatsächlich ist das mit dem „vielen“ Geld nicht wörtlich zu nehmen. Grundstückseigentum allerdings muß da sein. Es zu beschaffen ist beim Eigentumswohnungsbau genau wie beim Hinstellen des eigenen kleinen Häuschens das schwierigste Kapitel der ganzen Geschichte. Jede Bausparkasse hilft bei der Finanzierung des Baues, aber sie besorgt keinen Bauplatz. Wenn jedoch das Grundstück erst einmal da ist, ist das Schlimmste bereits überwunden. Die Bundesregierung fördert bekanntlich das Unterfangen aller Baulustigen. Es sind also keinesfalls nur die Großkopfeten, die in ihre eigenen vier Wände ziehen können. Man muß freilich die Quellen anzupapfen wissen. Sie fließen im Verborgenen. Das erste und zweite Wohnungsbaugesetz sind eine umfangreiche und nicht immer einfache Lektüre. Doch, wie dem auch sei, sagten sich im Jahre 1955 einige Werkangehörige, probieren geht über studieren. Also, probieren wir mal, ob es uns gelingt, Besitzer einer Eigentumswohnung zu werden! Der Wille zum Eigentum war groß, die Mittel klein. Aber dank der Hergabe

von 7c-Geldern durch die Firma, dank Landes-, städtischen und LAG-Mitteln blieb der Wunsch kein Traum. Das Haus Düsselstraße 58 in Bilk ist seit Dezember 1957 bezogen.

Um weitere Kollegen „eigentumswohnungssüchtig“ zu machen, wollen die Verfasser dieses Aufsatzes gern in ihrem Gedächtnis graben und verraten, welchen Lauf die Dinge nahmen: Nachdem die Firma über den Betriebsrat, Herrn Direktor Best in der Geschäftsleitung und Herrn Diening im Aufsichtsrat die Förderung des Projekts durch Hergabe von 7c-Geldern andeutete, zeichnete sich eine Möglichkeit zur Realisierung ab. Durch Anschlag und mündliche Nachfrage wurden Interessenten geworben, die sich am 12. November 1955 zu einer ersten Aussprache zusammenfanden. Obwohl alles offen war, bildeten die Interessenten eine vorläufige Geschäftsleitung, die sich mit Elan auf die wichtigsten Aufgaben stürzte. Da war zunächst die Abgrenzung des Interessentenkreises selbst. Klärung der Finanzierungsmöglichkeiten und — das Wichtigste: die Suche eines Grundstücks. Wir fanden

Verbindung zu einigen Verkaufswilligen. Mehrere Male setzten sich die Stockwerkseigentümer in spe ins Auto und besichtigten „angebotene Objekte“, wie es so hübsch im Hausmaklerjargon heißt. Die Bauplätze waren entweder zu klein oder zu groß oder zu teuer. Das Trümmergrundstück Düsselstraße 58 endlich sagte uns zu. Es war weder überteuert — außerdem zentral gelegen — noch zu klein. Vielmehr war es möglich, statt der zunächst vorgesehenen zehn Wohnungen fünfzehn zu erstellen. Das Grundstück war architekturentwickelt. Wir setzten uns sofort mit dem Architekten, Heiko Stenvers, in Verbindung. Während der ersten Aussprache, die unter Zeitdruck stattfand und sich bis ein Uhr hinzog, bestätigte der Architekt, daß auf dem Gelände ein sechsstöckiges Haus mit je drei Wohnungen erstellt werden könne. Die Interessenten verließen hochbefriedigt mit einer verbindlichen Zusage in der Tasche das gastliche Haus. Der Architekt blieb um einige Flaschen ärmer und einen Auftrag reicher zurück. Eilig trugen wir in der Nacht Unterlagen zusammen, die über Interessenten-



kreis, vorläufigen Gesellschaftsvertrag, Grundstücksanteile und vorgesehene Aufteilung der Wohnungen unterrichteten. Da am Morgen eine Aufsichtsratssitzung stattfand, der die Eingabe vorgelegt werden sollte, war dieser Eifer angebracht. Voll innerer Spannung erwarteten wir die Entscheidungen der Aufsichtsratsmitglieder: Vorbehaltlich des Grundstückserwerbs und der noch zu sichernden Finanzierung erklärte sich die Firma bereit, zu jeder Wohnung einen Zuschuß von DM 10 000.— aus 7c-Mitteln zu gewähren. Die Würfel waren gefallen. Der Rubel rollte. Unser Herz hüpfte.

Im Januar 1956 wurde das Grundstück erstanden; gleichzeitig gründeten die Interessenten eine Gesellschaft nach dem BGB und ließen diesen Akt notariell beglaubigen. Der Gesellschaftsvertrag war für alle Teile verbindlich. Es folgte im Kreise der Gesellschafter Festlegung auf die einzelnen Wohnungen, baulicherseits Erstellung der ersten Baupläne und Beschreitung des dornenvollen Wegs zur Finanzierung. Da wurden Anträge gestellt und mit Ratsmitgliedern Fühlung aufgenommen, um Landes- und städtische Gelder zu erlangen. Alle Gesellschafter schlossen einen Bausparvertrag ab, einige erreichten Anerkennung als LAG-Berechtigte. Es kamen folgende Gelder zusammen:

DM 150 000.— 7c-Gelder der Stahl- und Röhrenwerk Reisholz GmbH.
 DM 35 000.— Eigenmittel
 DM 108 300.— Landesdarlehen
 DM 30 000.— Bausparkasse
 DM 27 000.— LAG-Mittel
 DM 10 000.— Städt. Garagendarlehen
 DM 360 300.—

Mitte 1956 trafen die vorläufigen Bewilligungsbescheide zur Finanzierung ein. Zwei ausscheidende Gesellschafter brachten — dem Vertrag entsprechend — vollwertige Nachfolger bei. Der Architekt entwickelte die Baupläne weiter und erkundete in Gesprächen die Wünsche der künftigen Mieter hinsichtlich Raumverteilung.

Es wurde ein sechsgeschossiger Bau in Stahlbetonskelettförmigkeit erstellt. Im Erdgeschoß befinden sich fünf Wageneinstellplätze und zwei Wohnungen, im I. bis IV. Stock je drei Wohnungen und im V. Stock nochmals eine Wohnung. Das Haus besitzt also

- 5 Wohnungen mit 2 Zimmern, Küche, Diele, Bad und WC
- 5 Wohnungen mit 3 Zimmern, Küche, Diele, Bad und WC getrennt
- 5 Wohnungen mit 4 Zimmern, Küche, Diele, Bad und WC getrennt

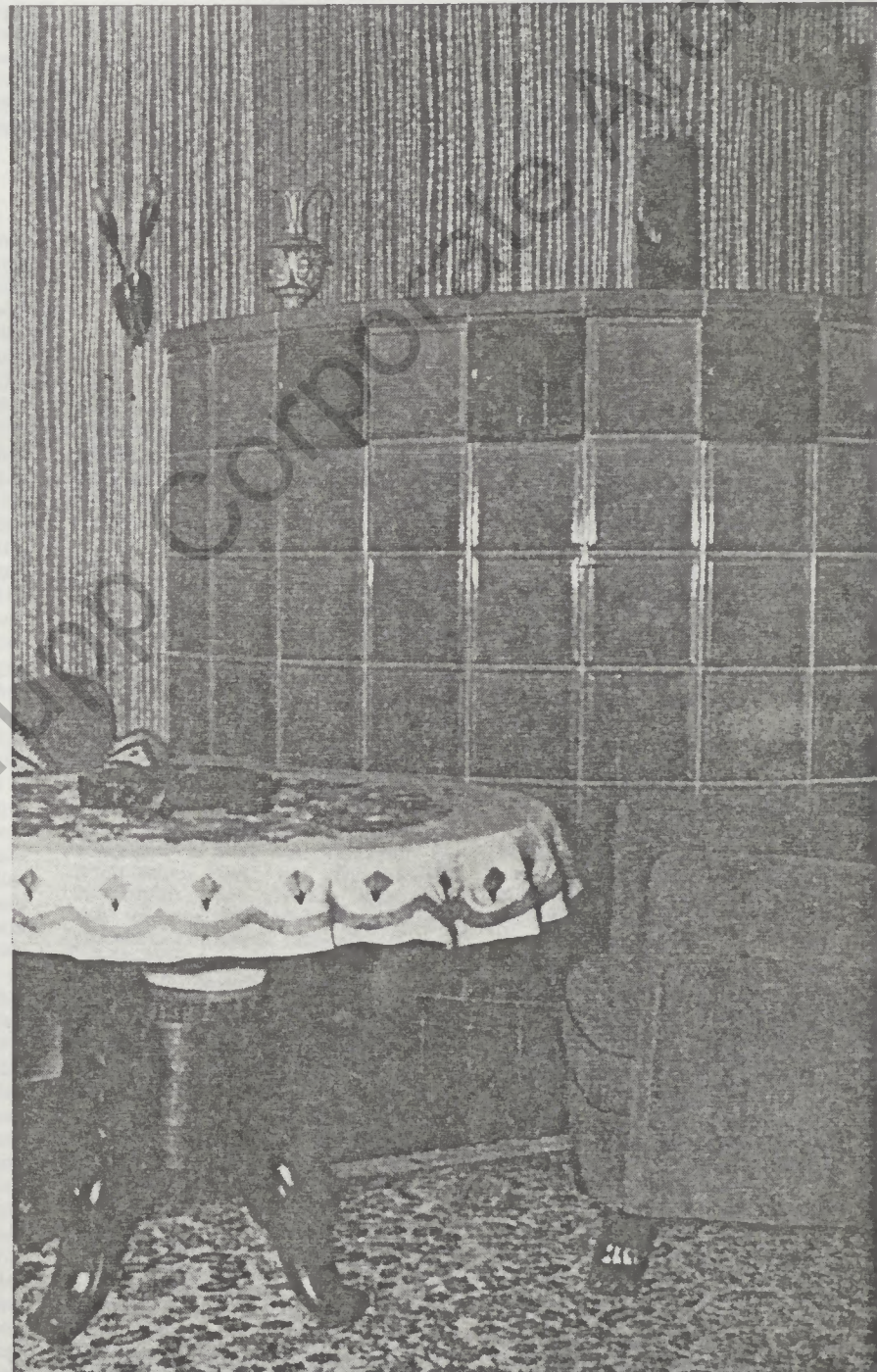
Verlegung von Strom und Gas für Küche und Bad erfolgte wahlweise. Da die Kosten für Zentralheizung zu hoch lagen und auch um Schwierigkeiten bei Verrechnung und Bedienung der Heizung auszuschalten, ließen wir in jede Wohnung eine Warmluftheizung einbauen. Der Ofen wird von der Diele beheizt. Im Wohnzimmer ist er zum Kachelofen ausgebaut. Die anderen Räume werden durch Luftkanäle versorgt.

In dem Eigentums-Wohnungshaus in der Düsseldorfstraße 58 gibt es neben den Fenstern üblicher Größe auch sehr breite und annähernd bis zum Boden herunterreichende. Sie machen den Raum nicht nur hell und freundlich, sondern auch großzügig

Fotos: Hasselbeck



Im Wohnzimmer steht ein runder Kachelofen, der nicht nur Wärme, sondern auch Gemütlichkeit verbreitet. Der Ofen wird von der Diele aus beheizt. In die anderen Räume zieht die Warmluft durch Luftkanäle.



1956 war das Jahr der Planung. Der Jahresbeginn 1957 bescherte den Baustelligen die Baugenehmigung. In diesen Freudenbecher fiel allerdings ein bitterer Tropfen: Die Baubehörde forderte einen Personenaufzug. Heute sind wir dankbar, daß wir ihn haben; damals aber verwandelten sich die als finanzielles Pölsterchen gedachten DM 18 000.— in ein finanzielles Loch. Die Sorgen der Planung wichen denen der rauen Wirklichkeit. Von jetzt an kostete alles Geld, viel Geld: Bei Vergabe der Bauarbeiten stellten wir fest, daß an einem Bau wesentlich mehr Menschen tätig sind, als sich der Laie gemeinhin träumen läßt. Da gibt es neben den Maurern und Putzern die Installateure, Schlosser, Schreiner, Fußbodenleger, Fliesen- und Terrazzoleger, Glaser, Anstreicher, Arbeiter der Stadtwerke, Vermessungsleute und so weiter und so weiter. Alle Arbeiten sollen koordiniert werden, um in möglichst kurzer Zeit möglichst viel zu erreichen — ein Problem, das manche Nuß zu knacken gibt.

Am 23. April 1957, etwas verspätet — die erste Decke war bereits eingezogen — feierten wir Grundsteinlegung: eine Büchse aus nichtrostendem Stahl mit einer Pergamenturkunde, Geldstücken und Zeitungsausschnitten aller politischen Richtungen versehen, wurde in feierlicher Form eingemauert. Das dann folgende gemütliche Beisammensein war ebenso nett wie ausgedehnt. Der heiße Sommer im Jahre 1957 ließ unseren Rohbau gut im Trocknen hochwachsen. Freilich lief nicht alles wie am Schnürchen — aber immerhin. Mancher Änderungswunsch konnte berücksichtigt werden. Als dann der Dachstuhl stand, gab es ein tolles Richtfest: Alle Bauhandwerker versammelten sich mit den zukünftigen Eigentümern auf dem Dach, um den wohlgemeinten kernigen — und eifrig begossenen — Sprüchen der Zimmerleute zu lauschen. Einen mächtigen Spaß (neben einer Menge schmerzender Finger) gab es, als jeder einen der langen Zimmermannsnägel in den Balken schlagen sollte. Wohl nur Günter Huppert hat es geschafft. Dennoch begaben sich anschließend alle frohgemut in den dritten Stock. Hier waren Tische und Bänke aufgestellt und die unverputzten Wände mit frischem Grün und buntem Papier geschmückt. Annähernd 70 Personen fanden Platz — und die feierten ja dann auch ein wahrhaft zünftiges Richtfest. Nach der Feier allerdings waren die Sorgen wieder da, was jedoch Zufall war. Die Geldbeschaffung stockte. Die Raten wurden nicht in dem Tempo vergeben, in dem unser Bau seiner Vollendung entgegeneilte. Es war eine üble Situation; denn wir allein waren die Gesellschafter und für alles haftbar. Man würde uns am Kragen packen, wenn etwas schief lief und ein Handwerker kein Geld erhielt... Nach eingehenden Vorschlägen bei der Stadtkämmerei, beim Lastenausgleichsamt und bei unserer Firma spendeten die Geldquellen wieder Erfrischung. Übrigens griffen wir auch zur Selbsthilfe: An zwei Samstagen wurde zum

Schuppen geblasen. Die Unmengen Schutt, die da zutage kamen, benahmen uns nicht nur den Atem, sondern setzten uns auch in Erstaunen. Weiter entstanden die Kellerverschlüsse in gemeinsamer Heimarbeit. Obwohl die Do-it-Yourself-Bewegung damals hier gerade ihre ersten zarten Blüten entfaltete, hielten wir bereits das Sel-

bermachen für einen Ausdruck der ungemäßen feinen Lebensart... Jedem falls gelang es uns, Anfang Dezember 1957 in unsere eigene Wohnung einzuziehen. Zur Freude der Hausfrauen trieben sich zwar noch Handwerker im Hause herum — doch auch das wurde überstanden. Die finanziellen Belastungen drücken uns nicht gar zu sehr. Aus-

Die Sonne

Gedanken
und Betrachtungen
zur Übergabe
der zentralen
Ausbildungsstätte

„Die neue Lehrwerkstatt gibt wenig Möglichkeiten, sich der Aufsicht zu entziehen und sich zu verkümmeln“, sagte der Leiter des Referats „Berufsausbildung“ bei der Industri- und Handelskammer Düsseldorf, Dr. Robert Blum. Er war am 22. Januar 1960 vom Krankbett nach Reisholz an die Oberheider Straße geeilt, um bei der Eröffnungsfeier unserer zentralen Ausbildungsstätte dabeizusein. (Wegen technischer Schwierigkeiten, für die wir um Verständnis bitten, erscheint dieser Bericht verspätet. Die Redaktion.) Wir sind dankbar, daß Dr. Blum kam und wir sind dankbar, daß viele von den anderen gekommen sind, die wir eingeladen hatten: Die Lehrer der Volksschulen von Benrath, Reisholz, Wersten und Holthausen, die Leiter der gewerblichen Berufsschulen und die Vertreter der „Rheinischen Post“, der „Düsseldorfer Nachrichten“, der „Neuen Rhein-Zeitung“ und des „Benrather Tageblattes“. Die Lehrer können in Zukunft mit ihren Abschlußklassen die zentrale Ausbildungsstätte besuchen. Vielleicht wird auf diese Weise in manchem Jungen der Wunsch wach, in Reisholz an einem der dreißig Werkbankplätze oder der fünfzehn Maschinenplätze zu stehen oder Industriekaufmann zu werden. Es ist von altersher Brauch, bei einem festlichen Anlaß in die Vergangenheit zurückzuschweifen, um den Entwicklungslinien nachzuspüren, an deren vorläufigem Ende wir heute stehen. In der Rückschau erleben wir noch einmal den bedeutenden Wandel, der sich nicht nur mit unserem Ausbildungswesen, sondern mit der Wirtschaft schlechthin vollzogen hat: Der Krieg war mit seinen furchtbaren Schrecken über uns hinweggebraust und als dann die Stille eintrat — nicht der Frieden, denn den enthält man unserem geteilten Volke

bis heute vor — da war für jeden die Aufgabe der Sicherung der lebensnotwendigen Existenz so übermächtig groß, daß man nur an das Heute dachte. Ausbilden? Lernen? Wir leben ja, und wir haben Hunger! Kein Wunder, daß in den verschiedenen Betriebsabteilungen im Jahre 1948 ganze fünfzehn Lehrlinge beschäftigt waren! Genauso wenig, wie man an den Hunger von damals denkt, denkt man an die Menschen, die damals an den Werkbänken und in den Büros ihre Pflicht taten — obwohl ihr monatliches Entgelt in Reichsmark dem Wert einer Flasche Schnaps entsprach — genauso wenig denkt man daran, daß sie es waren, die die Grundlagen zum wirtschaftlichen Wiederaufstieg gelegt haben. Obwohl wir einen Lehrling, der raucht, nicht gern sehen, so sei hier ins Gedächtnis zurückgerufen, daß die monatliche Erziehungsbeihilfe vor der Währungsreform gerade ausreichte, um zehn Zigaretten zu kaufen.

Aber schon im ersten Jahr nach der Währungsreform waren es dreißig Lehrlinge, die sich bei uns im Betrieb ihr geistiges Rüstzeug für ihr Berufsleben holten. Und ein weiteres Jahr später ging man daran, den überall im Betrieb verstreut ausgebildeten Lehrlingen eine Heimstätte zu schaffen, die zwar nicht ihr eigen war, die ihnen aber die Geborgenheit eines gemeinsamen Daches vermittelte: Sie bekamen in der von der britischen Besatzungsmacht geräumten Maschinenhalle 1950 eine Ecke zugeteilt, in der die Grundausbildung für alle Berufe künftig gemeinsam erfolgte. Doch die anfängliche Freude über den Fortschritt währte nicht lange: Mit der zunehmenden Zahl von Lehrlingen wurde der Platz immer knapper, damit die Enge drückender und die Möglichkeit der pädagogischen Einwir-

Berdem ist es ein Unterschied, ob man verlorenen Baukostenzuschuß abstotert oder ob die monatlich fällige Zahlung der eigenen Kapitalbildung dient. Wir „Eigenheimbesitzer im Hochhaus“ fühlen uns jedenfalls sehr wohl und können nur wünschen, daß unser Beispiel Schule macht. Allerdings soll nicht verschwiegen werden, daß ein Eigen-

tumswohnungsbesitzer 1960 gegenüber 1957 eine wesentlich stärkere Belastung tragen muß! Dennoch sieht es aus, als ob das skandinavische und das italienische Beispiel in der Bundesrepublik Nachahmer fände. Neuerdings hört und liest man tagtäglich von Wohntürmen, die am Stadtrand in die Höhe wachsen. „Eigner Herd ist Goldes wert“, sagen

jung verheiratete Paare, Flüchtlinge und Menschen, die noch unter den Auswirkungen der Ausbombung leiden. Und ‚eigner Herd ist Goldes wert‘ bestätigen wir, die glücklichen Besitzer einer Eigentumswohnung.

Alfred Schirbach/Laborleiter

Karl Busse/Büroleiter E-Stahlwerk

cheint zum Fenster herein

kung geringer. Diese Nachteile wurden nicht aufgewogen durch die Möglichkeit, aus der die Lehrlinge umgebenden Praxis Arbeiten für die Praxis zu verrichten, sofern sie dem Ausbildungsziel angemessen sind. Die Ausbilder unserer Lehrwerkstatt sind stolz darauf, daß die Lehrlinge entsprechend ihrem zunehmenden Fertigungsstand Arbeiten verrichten, die in anderen Betrieben von Facharbeitern ausgeführt werden. Im letzten Lehrjahr entfallen rund 90 Prozent der Ausbildungszeit auf sogenannte „produktive“ Arbeiten der Lehrwerkstatt.

Nicht allein unsere gewerblichen Lehrlinge brauchten ein dem Lernen als geistigem Prozeß geeignetes Klima, die kaufmännischen Lehr- und Anlernlinge gleichen fast den Zugvögeln: Zunächst fand der Unterricht für sie im Frühstücksraum der gewerblichen Lehrlinge statt, dann in dem Raum, der anschließend der Anstreicherei diente, aus dem nächsten Unterrichtsraum wurde das Betriebsbüro Presserei, der folgende hatte den Vorzug von Temperaturen bis zu 40 Grad im Sommer, aus dem nächsten verdrängte sie die Werbeabteilung, und der Tiefstand war erreicht, als die Lehrlinge nebst Ausbildungsleiter sich zu gemeinsamer Arbeit in den großen Sitzungssaal emporgearbeitet hatten.

So also war die Situation, als man sich auf seiten der Geschäftsführung entschloß, die Dinge von Grund auf zu ändern. In der richtigen Erkenntnis, daß die Ausbildung schlechthin ein Zentralproblem der Gegenwart ist, sollten alle mit der ‚Ausbildung‘ zusammenhängenden Arbeiten auch räumlich an einer zentralen Stelle abgewickelt werden. Dieser Auffassung schloß sich auch unser Aufsichtsrat an und bewilligte die zu diesem Zwecke notwendigen und

nicht unerheblichen Mittel zum Ausbau dieser Ausbildungsstätte, deren Übergabe entsprechend ihrer Bedeutung, und nicht nur für das Werk allein, in festlicher Form vollzogen wurde.

Mit einer lichten, großzügig-geräumigen Lehrwerkstatt, einem Unterrichtsraum für die gewerblichen Lehrlinge, dem Unterrichtsraum für die angehenden Kaufleute und Bürogehilfinnen, einem Mehrzweckraum für 80 Personen, einschließlich Lehrmittelräumen und den Büros für die Ausbilder, einem Frühstücksraum, dem Wasch- und Umkleideraum und den dazugehörigen sanitären Einrichtungen, wurde eine Stätte geschaffen, die für das Lernen die Voraussetzungen vom Äußeren her schafft, für die darin Tätigen aber zugleich verpflichtend wirkt.

Hier also haben unsere Lehrlinge zunächst ihre räumliche und geistige Heimat, auch wenn sie in praktischer Ausbildung irgendwo im Betrieb stecken mögen, bis sie dann nach bestandener Prüfung in die eigentliche Berufsausübung entlassen werden. Und es ist eine stattliche Anzahl, die sich zur Jahreswende 1959/60 in Ausbildung befanden:

- 12 Maschinenschlosser
- 1 Betriebsschlosser
- 14 Dreher
- 1 Universalfräser
- 2 Universalhobler
- 3 Waagrechtbohrer
- 5 Schmelzschweißer
- 3 Schmiede
- 14 Starkstromelektriker
- 4 Technische Zeichner
- 10 Werkstoffprüfer
- 2 Physiklaboranten
- 4 Chemielaboranten
- 18 Industriekaufleute
- 19 Bürogehilfinnen
- 112 Lehr- und Anlernlinge

Diese Zahlen sprechen für sich. Und trotzdem erscheint es angebracht, die Frage nach dem Sinn und Zweck einer umfassenden Ausbildung in Form der in Deutschland historisch gewachsenen „Betriebslehre“ zu stellen und zu beantworten. Da ist zunächst die glückliche Verbindung zwischen der Theorie und der angewandten Praxis; das Verständnis des einen wirkt auf das andere zurück. Und daß beide bitter notwendig sind, haben die Irrtümer der Vergangenheit gezeigt, die da annahmen, daß die Fabrik der Zukunft die des Fließbandes sei, an dem kurzfristig angelehrte oder nur eingewiesene Arbeitskräfte in ständiger Monotonie gleichförmige Arbeiten verrichten, die geradezu eine geistige Unbeweglichkeit hinsichtlich der sich stets wiederholenden einzelnen Handgriffe als notwendige Voraussetzung haben.

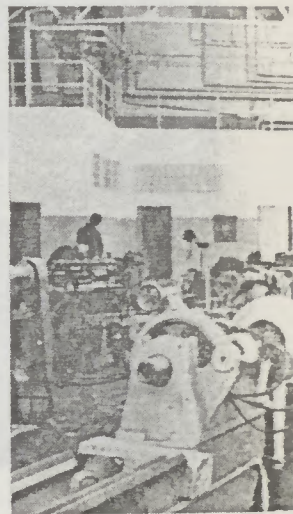
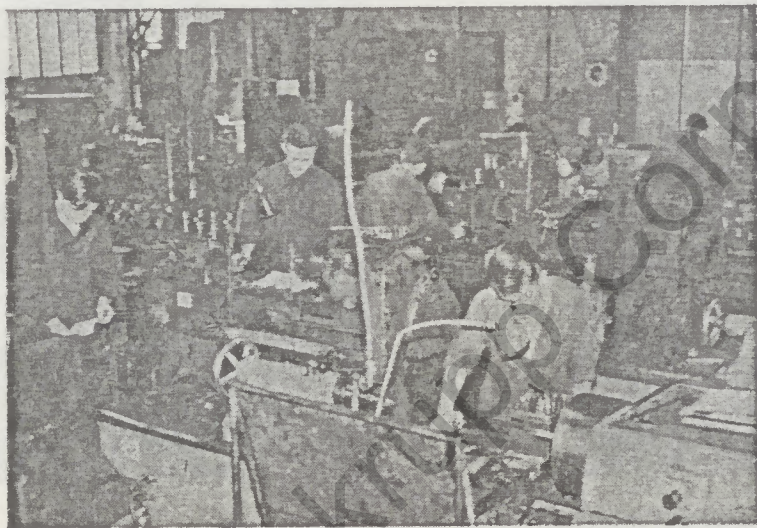
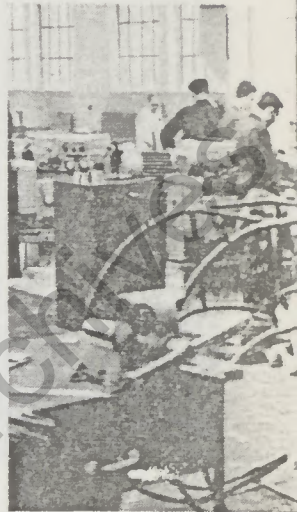
Wir haben aber erfahren dürfen, daß diese Fließbandhallen nur ein Durchgangsstadium darstellen: Die technische Entwicklung hat sie bereits überholt, wie die Begriffe Automation und Regeltechnik deutlich zeigen. Beides aber bringt eine Ablösung der gegenwärtig noch geübten Praxis und ein Umdenken mit sich. Die Entwicklung, für die diese beiden Begriffe stellvertretend und erklärend gebraucht werden, erfordert ein konsequentes Umdenken aller Beteiligten. Die Automation bringt unzweifelhaft eine noch stärker werdende Spezialisierung mit sich. Die Grundlage für diese Spezialisierung muß aber eine breite und solid gefügte Plattform allgemeinen Wissens sein, das allein den





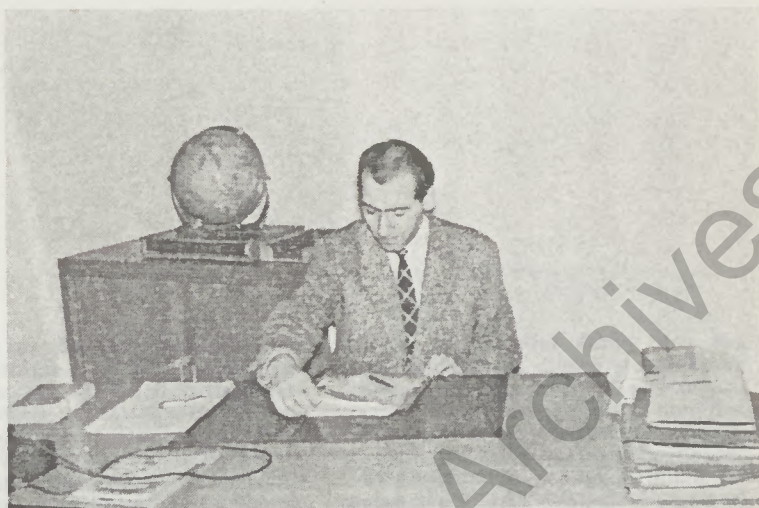
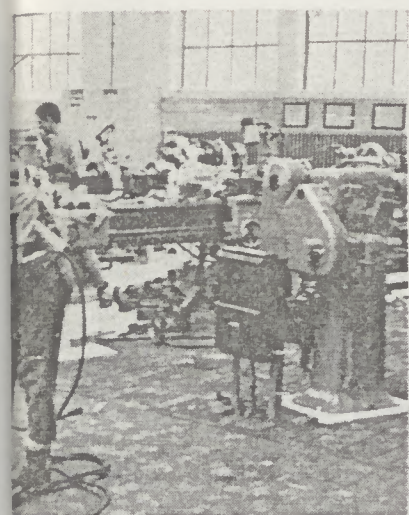
EINST...

... und

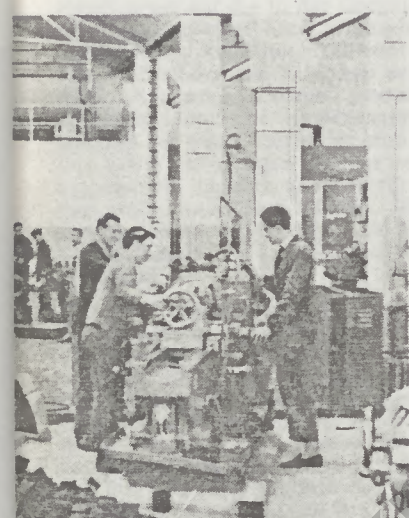


Fotos: Horstmüller
Müller
Tarnow

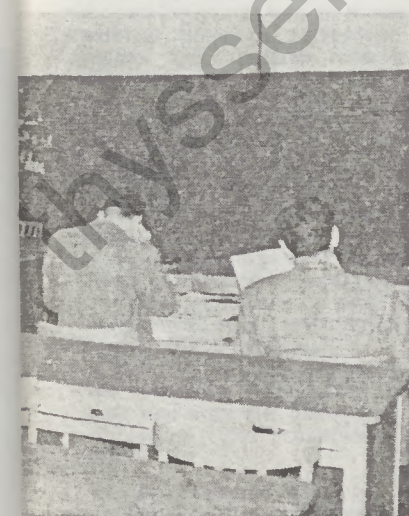




Auch die Ausbilder



und ihre Hilfskräfte



haben würdige Arbeitsräume erhalten

Arbeiter an diesen modernen Anlagen befähigt, die Entscheidungen, die er im Augenblick zu treffen hat, auch aus der notwendigen Sachkenntnis heraus zu fällen. Und diese Entscheidungen sind heute anders als gestern, und sie werden morgen anders sein müssen als sie es heute waren. Neben dem Grundwissen, das diese Entscheidungen vorbereiten hilft, muß der Mensch, der heute irgendwo in der Produktion steht, noch eine andere Eigenschaft erwerben: Er muß sich der Folgen seiner Worte und Handlungen auf die in der Gefühlswelt seiner Mitarbeiter und Unterstellten entstehenden Reaktionen bewußt werden. Und beides: Die Fähigkeit der geistigen Anpassung an schnell wechselnde Situationen und der notwendigen Einstellung auf den Mitarbeiter sind nicht von heute auf morgen da. Sie müssen systematisch gelehrt und gelernt werden, wobei besonders für den Umgang mit Menschen zutrifft, daß die besten Lehrmethoden das selbst gezeigte Beispiel sind.

Es wäre übrigens falsch, wollten wir als Unternehmen behaupten, die von uns betriebene Ausbildung komme einzig und allein den Auszubildenden zu gute! Selbstverständlich führt kein Betrieb die recht aufwendige Ausbildung durch, nur um dem allgemeinen Wohl zu dienen. Das kann niemals Aufgabe des Betriebs sein, sondern der Einrichtungen, die dazu geschaffen wurden: Die Gemeinden, die Länder und der Staat. Das ist deren ureigenste Aufgabe. Die Aufgabe des Betriebes ist an sich eine rein wirtschaftliche: Den Verbraucher mit den richtigen Waren zum richtigen Zeitpunkt und zu einem angemessenen Preis zu versorgen. Wenn daneben jeder Betrieb noch gewisse sozial-politische Maßnahmen durchführt, so sollte man sich darüber klar sein, daß er diese Aufgaben nur übernommen hat, weil die dafür vorhandenen öffentlichen Einrichtungen nicht ausreichen. Wir bilden also zunächst einmal aus, um über hinreichend fachlich geeignete Kräfte zu verfügen, die uns mit dem geringsten Einsatz an Mitteln ein Höchstmaß an betrieblicher Leistung erzeugen lassen. Auch die zwischenmenschlichen Beziehungen stehen unter dieser Erfordernis, weil nur so ein reibungsloser Ablauf der produktiven Aufgaben möglich ist. Die Wirtschaft hat also ein handfestes Eigeninteresse an einer gründlichen Ausbildung.

Trotz einer anders gearteten Begründung liegt aber bei dem Auszubildenden die gleiche Interessenlage vor: Auch er ist an einer breiten Allgemeinbildung mit einem darauf aufbauenden Spezialwissen persönlich ureigen interessiert. Ihm ist es allerdings gleichgül-

tig, wo er die im Lehrbetrieb erworbenen Kenntnisse nach der Lehrzeit für sich selbst am wirtschaftlichsten verwertet. Wenn der Ausbildungsbetrieb zum Beispiel Elektriker, die nicht im gleichen Unternehmen gelernt haben, ohne längere Einweisung nicht beschäftigen kann, weil sie mit ihren Kenntnissen und ihrer Erfahrung den betrieblichen Anforderungen nicht ohne weiteres genügen, dann hat er eben mit den von ihm beeinflussbaren Möglichkeiten dafür zu sorgen, daß die im eigenen Hause gründlich und vielseitig ausgebildeten ihre Fähigkeiten dem ehemaligen Lehrbetrieb und keinem anderen zur Verfügung stellen. Auch hier wirkt sich der unterschiedlich begründete Egoismus zu beiderseitigem Vorteil aus.

Die Düsseldorf-Presse berichtete ausführlich von der Übergabefeier. Sie traf mit Überschriften wie „Hier macht das Lernen Freude“ (Nachrichten), oder „Ein ganzes Haus für die Nachwuchsausbildung“ (NRZ) den Nagel auf den Kopf. Die „Rheinische Post“ sprach von „weißen Kitteln und blauen Jacken“. Dazu gesellten sich die bunten Pullover der Bürogehilfinnen. So stand der Nachwuchs auf zwei Gruppen verteilt in der hohen hellgetünchten Maschinenhalle und — stritt sich. Er schlug sich nicht. Nein, er stritt sich in einem poetischen Rededuell, genannt „Streit der Berufe“, ein Wechselgespräch zwischen Universalbohrern, Waagerechthoher, Schweißern, Schmieden, Chemielaboranten, Physikalaboranten und zehn anderen Lehrberufen. Jeder hielt seine Leistung allein für entscheidend: „Das ist wahr, der Schlosser ist ein rechter Mann, was tät' er aber ohne Elektrizität? Vergeblich sah' er sich die stehende Maschine an, weil er von Spannung wenig nur versteht. Wir ziehen Kabel, schalten eure Motoren und bringen Licht, wie wär't ihr sonst verloren.“

Das also sprachen die Starkstromelektriker, vierzehn große kräftige Jungen und auch kleine zierliche. Auf das Köpfchen und die geschickten Finger kommt es an! Diese vierzehn Jungen haben mit ihrem Ausbilder, Kurt van Thiel, die gesamte elektrische Installation der zentralen Ausbildungsstätte verlegt. Sie machten es mit einer wahren Begeisterung und ohne viel Aufhebens. Darum verbindet sie wohl auch ein besonders dickes Kabel mit der Ausbildungsstätte — obwohl sie weniger davon haben als ihre Kollegen in den anderen Lehrberufen; denn Elektrolehrlinge gehören nun mal in die Elektrowerkstatt.

„Wer vom Ziel nichts weiß, kann den Weg nicht haben“, sagt Christian Morgenstern in einem Gedicht, das die Lehrlinge sprachen. Arbeitsdirektor Best

ließ keinen Zweifel daran, daß das Werk bemüht ist, diesen siebenfachen Schleier, von dem in Christian Morgensterns Gedicht die Rede ist, von den Köpfen seiner jungen Leute zu ziehen. Wenn man diese zweckmäßigen, hellen, lichtdurchfluteten, der Sonne innig zugewandten Räume sieht, glaubt man es! Architekt und Bauleiter Hans Stumm handelte nach den neuesten farbenpsychologischen Erkenntnissen. Im Treppenhause leuchtet ein warmes Rot: Rot steigert das körperlich-seelische Wohlbefinden. Hausfrauen zerschlagen in rot getünchten Küchen nicht so viel Geschirr wie in weiß oder blau getünchten, heißt es. Unsere Lehrlinge werden umgeben von rosenholzfarbenen, eidottergelben, perlgrauen und schwarzen (dazu sagt „man“ heute Onyx!) Wänden freudiger und mehr lernen als andere in weiß getünchten Krankenzimmern. „Da müßte man noch mal jung sein“, murmelten würdige Herren beim Rundgang und spielten an diesem Knöpfchen und jenem Hebel der form schönen und zweckmäßigen „Schulbänke“ herum. Mit den klapperigen engen Gestellen, auf denen wir als Schüler saßen, haben die Tische und Stühle nichts gemein. Eine Pracht, der Wasch- und der Frühstücksraum! Wohlgefällig strichen Lehrer, Presseleute und unsere Herren über Fliesen und blitzende Hähne.

Entsprechend der Zielsetzung einer auf breiter Grundlage betriebenen Bildungsarbeit bietet das Haus mit seinen vorhandenen Einrichtungen vielfältige Möglichkeiten. Neben den Lehrlingen, so verriet Arbeitsdirektor Best, werden gegenwärtig auch Jugendliche, d. h. der Berufsschulpflicht noch unterliegende, ungelernete Arbeiter, unterrichtet.

Die von Arbeitsdirektor Best vorgelegte Zwischenbilanz von zehn Ausbildungs-jahren ergab, daß seit dem 1. Januar 1950

159 technisch-gewerbliche Lehrlinge
39 Industriekaufleute
54 Bürogehilfinnen

ausgebildet wurden. Von diesen bekleiden auf dem kaufmännischen Sektor einer die Position eines Handlungsbevollmächtigten, zwei weitere haben heute die Stelle eines Gruppenführers. Auf der gewerblichen Seite wurde ein ehemaliger Lehrling Meister. Hier bewies sich, daß eine gute Ausbildung beiden Teilen Nutzen bringt: Der Betrieb stellte die Möglichkeiten und die Auszubildeten ihre erworbenen Fähigkeiten in den Dienst einer gemeinsamen Sache. Wie vielseitig die von uns betriebenen Aus- und Weiterbildungsmaßnahmen sind, geht auch daraus hervor, daß seit 1947 insgesamt 23 technische Werksassistenten in zweijährigem Durchlauf durch verschiedene Betriebs-

abteilungen ausgebildet wurden. Fünf von ihnen sind heute bereits Betriebsleiter. Diese guten Erfahrungen gaben Veranlassung, auch jungen von der Hochschule kommenden Diplom-Kaufleuten im kaufmännischen Bereich eine gleichwertige Ausbildung zuteil werden zu lassen. Gegenwärtig sind vier Herren als kaufmännische Werksassistenten tätig.

Eine ähnliche, jedoch überbetriebliche Ausbildung über achtzehn Monate, unterstützen wir, indem wir junge Diplom-Kaufleute und Diplom-Volkswirte ein halbes Jahr hier beschäftigen, ehe sie ihre Ausbildung in einem anderen Werk der Eisen schaffenden Industrie fortsetzen.

Seit Bestehen dieser Einrichtung im Jahre 1955 haben vier Herren diesen Ausbildungsweg durchlaufen. Weiter beteiligen wir uns über die Wirtschaftsvereinigung Eisen und Stahl und den Verein deutscher Eisenhütten-Leute am Austausch junger Führungskräfte: Sieben Herren gingen für je vier Wochen nach England, zwei weitere förderungswürdige Kaufleute — auch ehemalige Lehrlinge — wurden bei befreundeten Firmen für ein halbes Jahr in Belgien und Frankreich untergebracht.

Abschließend sei noch auf die Stellung unserer neuen Lehrwerkstatt innerhalb der übrigen im Bundesgebiet vorhandenen eingegangen: Im Bundesgebiet gibt es 1660 Lehrwerkstätten. Davon sind 14 Prozent größer als unsere, 79 Prozent kleiner und 13 Prozent verfügen wie wir über 41 bis 60 Ausbildungsplätze. Von insgesamt 305 anerkannten Lehrberufen kommen 140 in der Lehrwerkstätten-Ausbildung vor. Interessant ist, daß die Anzahl der Lehrwerkstätten von 1952 bis 1958 um 14 Prozent gestiegen ist. Das beweist, daß man einer Ausbildung in einer besonderen Lehrwerkstatt mit erfahrenen Fachkräften die größere Wirksamkeit beimißt.

„Fangt an“, erklang es am 22. Januar aus vielen jungen Kehlen, wie in der Lehrwerkstatt — so auch mit dem Taktstock dirigiert von Meister Hubert Eisenkopf . . .

Nun, die Ausbilder haben nicht erst seit gestern angefangen, den „siebenfachen Schleier über jungen Köpfen“ wegzuziehen. Sie tun das schon lange, früher unter wesentlich härteren Bedingungen. Jetzt aber freuen sie sich „über die hübsche Verpackung“, über das schöne Haus, in dem sie arbeiten dürfen.

Jeder Arm, der seinen Amboß schlägt,
ist ein Atlas, („Atlas“ war in der griechischen Götterwelt der Riese, auf dessen Schultern die Erde ruhte.)
der die Erde trägt.

(Aus Karl Bröger: Lied der Arbeit)

Lehrling und Meister

Vor wenigen Wochen begannen sie bei uns: die neuen Lehrlinge und Anlernlinge. Sie haben blaues Arbeitszeug empfangen oder das erste Mal an einem Schreibtisch gesessen und etwas anderes als Schularbeiten gemacht. Was geht in ihnen vor? Und wie verhalten sich die Lehrmeister? Man hat sich darüber oft den Kopf zerbrochen. Die Früchte des Nachdenkens finden sich in Zeitschriften und teilweise Tageszeitungen. Dem ausbrechenden Zeitalter der Automation geht bekanntlich das psychologische voraus. Sinn hat die Sache freilich nur, wenn die ohne Zweifel klugen Erkenntnisse der Psychologen der Praxis gegenübergestellt und von ihr übernommen werden. „Spitzen“ schleifen sich ab. Mit guten Aufsätzen ist es nicht getan, genauso wenig wie mit einer Handbewegung der Praktiker „alles Käse“. Gerade weil die Technik derartig vollkommen ist, muß der Mensch im Mittelpunkt stehen. Diese oft erhobene Forderung wird leider ebenso oft zur Phrase. Gerade weil das so ist, haben wir einen Diplom-Psychologen, der mit zahlreichen Betrieben zusammenarbeitet, gebeten, uns in schlichten einfachen Worten zu erzählen, worauf es im betrieblichen Zusammenleben zwischen Meistern, Abteilungsleitern und anderen Vorgesetzten und Lehrlingen ankommt. Die Lehrlinge, so „fertig“ und „reif“ sie aussehen, sind meistens geistig-seelisch „unfertig“ und „unreif“. Das verbergen sie gewöhnlich hinter hochfahrendem Wesen. Die Meister sind mitunter nervös und überfordert. Daran sollten wiederum die Lehrlinge denken. Gegenseitige Rücksichtnahme im Betrieb und privat — bitte, laßt das doch nicht zur Phrase werden!

Niemand kann sich erinnern, wie ihm zumute war, als er die ersten tapsigen Schritte machte und sich ihm eine Welt erschloß. Aber, wenn wir selbst Kinder haben, wissen wir, wie das Kind jauchzt, wenn es — ohne an den Händen gehalten zu werden — die dicken Beinchen

vorwärtsbewegt. Freudig unterstützen wir seine Gehversuche, fangen es auf, wenn es hinzufallen droht, machen ihm geduldig vor, wie es beim Essen den Löffel zu halten, wie es in einem Bilderbuch zu blättern und wie es später seine Puppen anzuziehen hat. Wir bemühen

Die Lehr- und Anlernlinge, die 1960 zu uns kamen. Links: Die kaufmännischen, rechts die gewerblichen. Sie alle „tragen den Marschallstab im Tornister.“

Fotos: Theodor Tarnow

uns ernsthaft, jede Frage des Kindes zu beantworten, auch, wenn diese Fragen einem Bombardement gleichen. Wir sind auch nicht so unklug, es unnachgiebig zu verbessern, wenn es als Drei- oder Vierjähriges plötzlich stottert, da das entwicklungsbedingt ist. Das wäre ebenso töricht, wie dem Kinde übelzunehmen, daß es wächst und man ihm des öfteren neue Schuhe und Kleider kaufen muß. Nun, der Vergleich ist nicht gerade besonders geistreich, aber, er ist einer der wenigen, die nicht gar zu stark hinken: Die ersten tapsigen Schritte tut der Lehrling also jetzt in unserem Betrieb. Er kommt sich vor wie ein kleines Kind, dem man das Laufen beibringt. Ein kleines Kind denkt zwar noch nicht — aber es läuft zielbewußt in die ausgebreiteten Arme des Erwachsenen. Ebenso gern und zielbewußt laufen die neuen Lehrlinge — im übertragenen Sinne — in die ausgebreiteten Arme ihrer Lehrmeister. Auf der anderen Seite sind sie keine Säuglinge, die stets und ständig „betreut“ werden müssen. Und da eben liegen die Schwierigkeiten: mit Kindern ist leichter „fertigzuwerden“ als mit Heranwachsenden. Der Jugendliche dieser Altersstufe hat gegen verschiedene „Fronten“ zu kämpfen: er muß mit der „inneren Revolution“, die sich in Körper und Seele vollzieht, fertig werden. Zur gleichen Zeit wird er den Belastungen der beruflichen Umwelt und ihren viel-

fältigen Anforderungen ausgesetzt. Wir brauchen keine ausgebildeten Psychologen zu sein, um zu erkennen, was ihn bedrängen und beunruhigen, ja herausfordern kann und wie er selbst auf harmlose Bemerkungen, auf kritische Äußerungen oder gar eine Autorität alten Stils, die sich unbedingt durchsetzen will, reagieren kann, ja muß.

Ein komischer Kauz

Mit einem reichhaltigen Katalog väterlicher Ratschläge und Ermahnungen und einem etwas wehmütvollen mütterlichen Geleitwort versehen, trat der vierzehnjährige Jürgen, ein Junge so groß wie die „Langen Kerls“ des alten Fritz, allein den Weg ins Ungewisse an. Je näher er der Fabrik, in der er arbeiten sollte, kam, umso zwiespältiger wurden seine Gefühle. Sicher, es knisterte ein gutes Zeugnis in der Tasche, er hatte beim Testen in der Firma gut abgeschnitten... aber er fühlte sich in seiner Haut nicht wohl, am liebsten wäre er noch ein wenig gebummelt, um die längst getroffene Entscheidung aufzuschieben. Seit einigen Monaten hatte sich das ebenmäßige Jungengesicht verändert; es wirkte nun derb und unintelligent. Jürgens Gang war unbeholden. Er bewegte sich wie ein Elefantenbaby... Doch der erste Arbeitstag ging wie im Fluge vorüber. Sie wurden herumgeführt. Eine Menge



Leute sprachen zu ihnen. Mit Hans, neben dem er im Unterrichtsraum saß, hatte er sich unterhalten und fast schon angefreundet. Der Meister musterte ihn kritisch, doch freundlich. 'Ein komischer Kauz', dachte er, 'der gibt kaum eine Antwort, benimmt sich wie einer, der das Laufen lernt und läßt alles über sich ergehen, ohne zu fragen.' Doch Jürgen wirkte nur so eigenartig, so „komisch“. Wer fühlt sich schon in der ihm von der Entwicklung aufgezwungenen Rolle des gehorsamen und des oppositionellen, des feinfühligsten und des wurstigen, des oberflächlichen „Schauspielers“ wohl?

Wollten wir einen „Charakterpaß“ mit unseren Schülern aufstellen, so müßten etwa die folgenden widersprüchlichen Eigenschaften darin zu finden sein: faul und unternehmungslustig, schüchtern und aufdringlich, sperrig und aufgeschlossen, begeisterungsfähig und gleichgültig, ausgelassen und schlapp, sensibel und stumpf. Sie reagieren empfindlich, wenn es um Recht oder Unrecht geht und es ist bestimmt nicht zufällig, daß sie sich über kleine Ungerechtigkeiten aufregen und besonders an denjenigen Vorgesetzten etwas aussetzen haben, die die Autorität des Erwachsenen als unfehlbar und deshalb unantastbar hinstellen. Sie befinden sich in einem Ent-

wicklungsabschnitt, in dem sie sogar Vater und Mutter kritisieren, sich gegen sie wie gegen Tyrannen auflehnen. Wenn der Lehrlingsausbilder diese Naturgesetze, die nur für ein oder zwei Jahre sichtbar werden, berücksichtigt und sie als vorübergehende und notwendige Erscheinung akzeptiert, dann wird er den Schlüssel finden, den er braucht, um die „besondere Kategorie“ der Vierzehn- bis Sechzehnjährigen anzusprechen und zu führen.

Der Schein trügt

„Mit uns hat man früher nicht solch Theater gemacht“, mag mancher Meister unwillig ausrufen. „Wir wurden hart angefaßt, gerecht behandelt (wirklich?) und zur Rechenschaft gezogen, wenn uns Fehler unterliefen und darum haben wir weder in der Familie noch am Arbeitsplatz versagt. Fordert man diese unreifen und unerfahrenen Jugendlichen nicht geradezu dazu auf, sich aufzulehnen, nach Herzenslust zu kritisieren und sich „dösig“ zu benehmen, wenn man sie wie ein rohes Ei behandelt?“

Wir müssen grundsätzlich feststellen, daß sich die heutige Umwelt gegenüber der von vor dreißig oder fünfzig Jahren erheblich unterscheidet und daß uns unsere Kinder hinsichtlich der körperlichen Entwicklung über den Kopf wach-

sen. Diese Reifebeschleunigung beträgt etwa ein halbes Jahr auf ein Jahrzehnt. Es kann geschehen, daß der Vierzehnjährige von Menschen, die ihn nicht kennen, als Siebzehnjähriger angesprochen und behandelt wird. Ein 17-jähriger ist naturgemäß gereifter als ein 14-jähriger. Der Junge wird also überfordert; denn seelisch befindet er sich oft noch in der Situation eines 13-jährigen Volksschülers. (Aber, wehe, wenn man ihn das spüren läßt!) Er benimmt sich wie ein Kind — aber will wie ein Erwachsener behandelt werden. Dieser Widerspruch führt dazu, daß er sich dem Vorgesetzten gegenüber rätselhaft und undurchsichtig verhält. Die jungen Menschen können heute zäh und ausdauernd arbeiten, aber morgen vor einem geringfügigen Hindernis kapitulieren. Waren sie gestern freundlich und für ein Späßchen zu haben, so lassen sie heute die Ohren hängen und laufen wie die Dackmäuser herum. Ihr für alle Beteiligten und sie selbst am meisten unerfreulicher Zustand läßt sie schnell aufbrausen, opponieren und frech werden, so daß man sie bisweilen als wahre „Landplage“ empfindet. Doch am besten übersieht man ihre „Ungeheimheiten“ und kreidet sie ihnen nicht an. Sagte man ihnen, sie seien launisch, „igelten“ sie sich nur ein. Ihr labiles Selbstgefühl darf man nie verletzen. Es wäre zwecklos, die Widerspenstigen



zu zählen, den Widerstand zu brechen, um dem „Recht“ Geltung zu verschaffen. Die jungen Leute steigern sich dann in einen Gefühlsüberschwang hinein und vergessen Maß und Ziel. Ist man fest, freundlich, verständnisvoll — beruhigen sie sich bald wieder und vielleicht sehen sie sogar ein, daß sie sich in der Tonart vergriffen haben.

Vorurteile sind Gift

Selbstverständlich gleichen die Lehrlinge einander nicht wie ein Ei dem anderen. Manche mögen ruppig sein und sich des öfteren danebenbenehmen — ohne daß das auf das Konto der Pubertät kommt. Vater und Mutter haben vielleicht zu wenig Zeit für sie ge-

habt. Sie haben sie wachsen lassen, ohne wie der Gärtner hier und da einen Zweig zu beschneiden. Sie sind ein wenig verwildert, einige unserer neuen Lehrlinge. Da kann nur die Zeit helfen, nicht eine plötzlich einsetzende Erziehung durch jemanden, der ihnen fremd ist. Es ist ja bekannt, daß ein Jugendlicher in diesem Alter vieles noch nicht beherrscht. Deshalb erübrigt es sich, festzustellen: „Sie können alle nichts!“ Wenn wir aber einen, in dem etwas steckt, (und man muß annehmen, in jedem steckt etwas, solange, bis er uns das Gegenteil beweist) behandeln, als ob wir nichts von ihm hielten, dann haben wir verspielt. Der Vorgesetzte darf sich nicht von Vorurteilen beein-

flussen lassen, er muß jedem Jugendlichen unvoreingenommen gegenüber-treten. Auch der Lehrling verläuft sich leicht in diesem Labyrinth: Der Vorgesetzte (den er ja nur durch Dritte kennt) beherrscht als „Angeber“ die anderen, er ist launisch und reizbar. Er macht jeden, der eine eigene Meinung äußert, „zur Schnecke“. Am besten sagt man stets „jawohl“ — und macht dann, was man will.

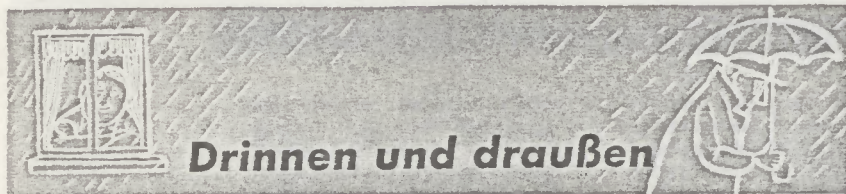
Mitverantwortung

Wie wir einem Kind immer und immer wieder zeigen, wie es den Löffel halten soll, so zeigt auch der Lehrlingsausbilder dem Lehrling immer wieder, wie ein Werkstück zu halten ist. Auf diese Weise gelingt es allmählich, den Lehrling für alles, was in seinem Umkreis geschieht, mitverantwortlich zu machen. Wird er sofort als „voll“ genommen, wird ihm erklärt, worum es im Betrieb und gerade in diesem Betrieb geht, so wird er sich bald als Mitarbeiter, als gleichberechtigter Partner, angesprochen fühlen und die Arbeit wird ihm Freude machen. Er wird dann auch gewillt sein, Dinge zu tun, die nicht so beliebt sind. Einige Regeln werden dem Vorgesetzten und dem Lehrling helfen, das gemeinsame Ziel zu erreichen, nämlich eine echte, auf gegenseitigem Vertrauen beruhende Zusammenarbeit:

- Setze beim Lehrling nie zuviel voraus,
- gestatte, daß am Anfang Fehler gemacht werden,
- lasse in ihm nicht das beklemmende Gefühl aufkommen, daß er ständig überwacht wird,
- erkenne nicht nur die Leistung, sondern auch die Anstrengung an,
- bevorzuge niemanden, doch sprich jeden persönlich an. Und Sorge dafür, daß unter den Lehrlingen Kameradschaft herrscht,
- übe keine negative oder gar herabsetzende Kritik im Beisein anderer; das lähmt die Arbeitsfreude,
- vertraue ihm, auch wenn er dich einmal enttäuscht,
- sei taktvoll und gerecht, sprich ihn persönlich an, ohne dich als „Seelen-spion“ zu betätigen,
- nimm ihn im übrigen wie er ist und nicht wie er sein sollte.

Nach drei Jahren dann ist es für Meister und Lehrlinge eine besondere Freude, was aus den mickerigen, den ungeschickten, aufgeblasenen, lauten und launischen Kerlchen geworden ist: selbstbewußte, ausgeglichene, fachlich qualifizierte Menschen. Für den Lehrlingsausbilder aber dreht sich das Rad wieder zurück: Auch daran sollten die neuen Lehrlinge denken, wieviel Nerven das kostet, sich stets auf andersgeartete junge Menschen einzustellen.

Siegfried Stark



Die Deutsche Bundesbahn hat ihren Bestand an Spezialgüterwagen von 6900 Stück Anfang 1953 auf 28 500 Wagen Ende 1959 erhöht. Am 1. Januar 1960 waren über 10 Prozent aller Güterwagen der Bundesbahn Spezialfahrzeuge. Eine ähnliche Entwicklung beobachtete das Rationalisierungs-Kuratorium der Deutschen Wirtschaft beim Straßenverkehr. Während die Zahl der Lastkraftwagen vom 1. Juli 1954 bis zum 1. Juli 1958 um 5 Prozent zunahm, betrug die Zunahme von Spezialfahrzeugen (mit Kippeinrichtungen oder Tieflader, Thermoswagen, Kesselwagen) im gleichen Zeitraum 52,7 Prozent. Der Anteil der Spezialfahrzeuge im Straßenverkehr am Gesamtbestand dürfte heute etwa 20 Prozent betragen.

„Sicherheit am Arbeitsplatz“ in Aachen

Das Forschungsinstitut für Rationalisierung an der Rheinisch-Westfälischen Technischen Hochschule Aachen, — in Verbindung mit den zuständigen Ministerien, Berufsgenossenschaften, Fachvereinigungen, der Industrie und der Wirtschaftsvereinigung Eisen- und Stahlindustrie — zeigt seit Ende April in der TH Aachen eine sorgfältig zusammengestellte Lehrschau „Sicherheit am Arbeitsplatz“. Die Ausstellung vermittelt neben einer allgemeinen Einführung in die Probleme der Unfallverhütung Einblicke in die Einflüsse der Konstruktion, Organisation und Person mit methodischen Empfehlungen und praktischen Beispielen. Nach Aachen soll die Schau durch das gesamte Bundesgebiet wandern.

In „Abläufen“ denken

Das Nachlassen in der Rationalisierung sei stets einer der Gründe für das Entstehen von Konjunkturkrisen gewesen, erklärte Dr. Kurt Pentzlin auf einem Vortragsabend des Betriebswirtschaftlichen Lehrinstituts Hannover. Es komme darauf an, daß die „Funktionen“ der Depression, nämlich die Senkung der Preise und das Ausscheiden untüchtiger Unternehmen, auch im Konjunkturanstieg erfüllt würden. Daher sei die Rationalisierung in der westlichen Welt eine Aufgabe für die Wirtschaft, wenn sie „überleben“ wolle. Es wurde in der Diskussion auf die Schwierigkeiten bei der Durchsetzung dieses Gedankens in den Betrieben hingewiesen. Bei den leitenden Mitarbeitern vieler Unternehmen überwiege bereits heute das Ressortdenken gegenüber dem Firmeninteresse. Um aber „überleben“ zu können, muß der Betrieb als Ganzes gesehen werden und nicht vom Standpunkt des Kaufmanns, des Technikers, des Juristen aus. Darüber hinaus muß in „Abläufen“ gedacht werden. Das gilt für den technischen Bereich wie auch für das Geschehen am Markt.

Marktforschung unentbehrlich

In den USA werden etwa 80 Prozent der entwickelten oder geplanten Erzeugnisse durch die Marktforschung verworfen und nicht produziert. Diese interessanten Tatsachen brachte eine Gruppe Berliner Sachverständiger von einer Studienreise über die „Sicherung des Marktanteils für Mittel- und Kleinbetriebe“ mit. Die Genauigkeit der Marktanalysen soll bei einem bis drei Prozent liegen. Von einem durchschnittlichen amerikanischen Unternehmen werden 0,1 Prozent des Umsatzes für Marktforschung aufgewendet. Der 73seitige Bericht kann zum Preise von DM 8.70 beim Beuth-Vertrieb, Berlin, bezogen werden oder direkt beim Carl-Hanser-Verlag, München 27.

Amerikaner senken Stahlpreise. Um der ausländischen Konkurrenz wirksam begegnen zu können, haben einige US-amerikanische Stahlwerke auf dem Inlandsmarkt ihre Preise gesenkt.

Ministerrat gab Geld für arbeitsmedizinische Forschung. Der Ministerrat der Montanunion bewilligte 2,8 Millionen US-Dollar zur Durchführung eines Forschungsprogramms über arbeitsmedizinische Probleme in der Kohle- und Stahlindustrie. Das Programm soll während der nächsten vier Jahre abgewickelt werden.

Die Sollac — Société Lorraine de Laminage Continuée — erzeugt das erste elektrolytisch verzinkte Feinblech in Frankreich. Es handelt sich um ein feines Stahlblech, das elektrolytisch mit einer Zinkschicht überzogen wird. Bei Farb-anstrich fallen alle Vorarbeiten weg.

Franzosen erhöhen Stahlpreise. Seit dem 1. April haben sich die Thomas-Stähle um rund 8 Prozent und die SM-Stähle um rund 4 Prozent erhöht. Die in Luxemburg hinterlegten französischen Preislisten zeigen Erhöhungen für Stabstahl, Profile, Walzdraht und Bleche. Der Preis für Halbzeug zum Wiederverwalzen,

warmgewalzte Coils, Bandstahl, Röhrenstreifen, Weißblech und verzinktes Feinblech blieb unverändert.

Gesensschmieden steigern Produktion. Der Auftragseingang in der Bundesrepublik stieg 1959 um rund 28 Prozent auf über 900 Millionen Deutsche Mark. Die höchste Nachkriegsleistung brachte der Oktober 1959 mit einer Erzeugung von 52 200 Tonnen. An dieser Entwicklung sind vor allem der Fahrzeugbau einschließlich der Zweiradindustrie beteiligt.

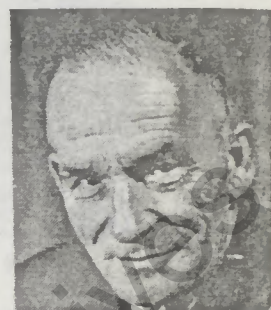
Hohe Behörde will Tarife angleichen. Die Hohe Behörde will die Verkehrstarife für Montangüter in den sechs Mitgliedsländern einander angleichen. Zunächst wird an eine Harmonisierung des Eisenbahnverkehrs gedacht.

Zunehmende Lieferzeiten auf dem britischen Stahlmarkt. Von einigen Depressionserscheinungen abgesehen, ist die Stahlindustrie des Sheffielder Reviers aufs äußerste beschäftigt, den hohen in- und ausländischen Bedarf zu befriedigen. Auch die schweren Walzprodukte

haben die Regression überstanden. Die Automobilindustrie fordert für ihr Jahresprogramm zunehmende Mengen von Feinblech.

UNSERE JUBILARE

25 jähriges Jubiläum



Johann Hammes
Dachdecker in der Bau-
abteilung II Werk Oberbilk
Eintrittsdatum: 7. 3. 35

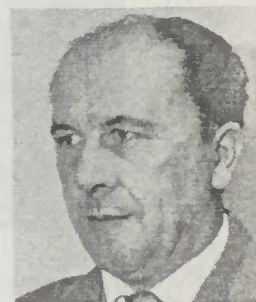
40 jähriges Jubiläum



Paul Scharfheuer
in der
Stoßdämpferabteilung
Eintrittsdatum: 11. 3. 20



Johann Worrings
in verschiedenen Betrieben
Werk Reisholz
Eintrittsdatum: 26. 3. 35



Willi Frank
in der Rohradjustage II
Eintrittsdatum: 5. 4. 35



Wilhelm Büttgen
Lokführer
im Werk Oberbilk
Eintrittsdatum: 7. 4. 20



Josef Dederichs
Angestellter in der
Angebotskalkulation
Werk Reisholz
Eintrittsdatum: 6. 4. 35



Paul Fabritius
Schlosser
Abnahme Oberbilk
Eintrittsdatum: 25. 3. 35



Georg Schnee
Dreher
Werkzeugmacherei
Reisholz
Eintrittsdatum: 25. 3. 35



Hermann Flegel
in der Rohradjustage II
Eintrittsdatum: 26. 3. 35



Gottfried Kröll
Vorarbeiter
Kardanbetrieb Reisholz
Eintrittsdatum: 26. 3. 35



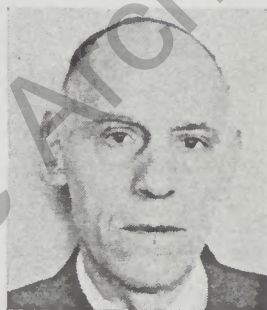
Peter Frohnhoff
Kranfahrer
Mech. Werkstatt Reisholz
Eintrittsdatum: 29. 3. 35



Paul Kostka
in der Rohradjustage I
Eintrittsdatum:
26. 3. 34— 9. 1. 46
4. 11. 46—14. 6. 49
25. 6. 49



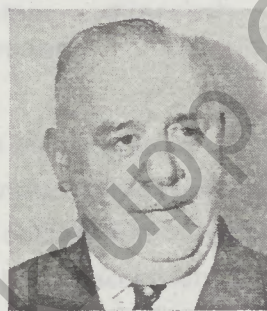
Rochus Weselowski
Angestellter in der
Mech. Werkstatt II
Werk Oberbilk
Eintrittsdatum: 1. 4. 35



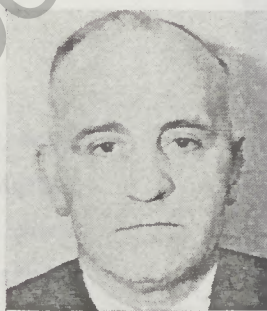
Josef Boyke
in der
Stoßdämpferabteilung
Eintrittsdatum: 3. 4. 35



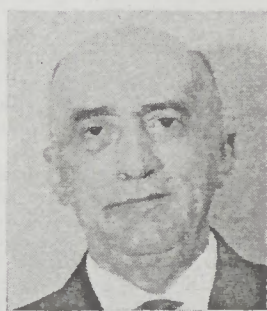
Arthur Gundlach
Kernschleifer
in der Werkzeugmacherei
Werk Reisholz
Eintrittsdatum: 5. 4. 35



Konrad Knopp
in der
Stoßdämpferabteilung
Eintrittsdatum: 5. 4. 35



Alois Müller
im Rohrkardanbetrieb
Eintrittsdatum: 5. 4. 35



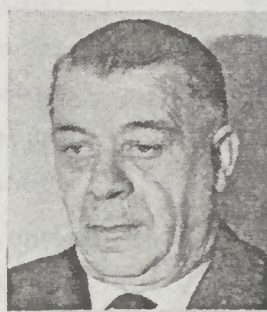
Leo Pfadt
in der Rohrkaltzieherei III
Eintrittsdatum:
5. 4. 35—25. 7. 45
19. 7. 48



Lothar Linde
Angestellter in der
Wärmewirtschaft
Werk Reisholz
Eintrittsdatum: 6. 4. 35



Josef Stein
Dreher in der
Reparatur-Dreherei
Werk Reisholz
Eintrittsdatum: 6. 4. 35



August Moritz
Schlosser in der
Werkzeugmacherei
Werk Reisholz
Eintrittsdatum: 9. 4. 35



Günter Podalik
im Reduzierwalzwerk
Eintrittsdatum: 9. 4. 35

Hinein in die Sauna

Am 8. Mai ist Muttertag. Das Wort „Mutter“ ist in allen Sprachen der Erde fast gleich. Es kommt aus einer Wurzel. Mutter ist ein Ehrentitel. Manche Völker verleihen Orden an ihre Mütter. Naturvölker umgeben sie mit Zauberformeln. Auch wir sollten nicht vergessen, was die Mutter für uns getan hat — auch nicht, wenn sie alt und krank geworden ist.

deutsch:	Mutter	norwegisch:	mor
indisch:	matar	schwedisch:	mor
italienisch:	madre	tschechisch:	matka
spanisch:	madre	polnisch:	matka
romanisch:	mumma	russisch:	mat
französisch:	mère	bulgarisch:	mayka
portugiesisch:	mae	litauisch:	matyna
englisch:	mother	chinesisch:	mou
holländisch:	moeder		

Wir sollten nicht nur am Muttertag gut zu ihr sein, sondern das ganze Jahr hindurch. Sogar wenn die Mutter einmal Geld braucht, sollten wir es geben — gern geben. Mütter sind viel zu bescheiden. Sie wünschen kaum etwas für sich. Andere müssen aufpassen, daß sie sich nicht völlig überarbeiten, für ihre Kinder, für ihren Mann, ihre Enkel, eben ihre Familie. Für überarbeitete Mütter sorgt neben anderen Organisationen das Deutsche Müttergenesungswerk, eine Gemeinschaftsarbeit von Frauengruppen der beiden Kirchen, der Arbeiterwohlfahrt, des Roten Kreuzes und des Deutschen Paritätischen Wohlfahrtsverbandes.

Falls uns im Frühjahr einmal eine Sammelbüchse unter die Nase gehalten wird, dann sollten wir recht viel reintun und daran denken, daß damit eine müde Mutter Ferien machen darf.

Wir sollten nie vergessen, was die Mutter für uns getan hat — wie gesagt nie, auch nicht, wenn sie alt und krank geworden ist.

Bisher blickte ich verlegen und bewundernd den Helden nach, die unserer Sauna zustrebten. Ja, ich sagte bewußt „Helden“, denn man verriet mir, daß der Ofen sehr heiß sei und das Wasser sehr kalt. Für Gegensätze aber war ich nie zu haben. Da die Kollegen mich jedoch verspotteten und einen wasserscheuen Feigling nannten, habe ich mir gestern im Gesundheitshaus eine Sauna-Eintrittskarte für eine deutsche Mark erstanden und bin im Schutze des breiten Rückens eines eifrigen Saunaisten den Gang entlanggeschlichen. Wohl war mir nicht, denn wie gesagt, liebe ich weder zu heiße Ofen noch zu kaltes Wasser, aber noch weniger liebe ich es, als Feigling angesehen zu werden. Außerdem pflegen Saunaisten ein bestimmtes Ritual, meinte Jupp. Wer nicht zu ihnen gehöre, könne nie in den Klub aufgenommen werden. Das war ja allerhand! Dem mußte natürlich auf den Grund gegangen werden. Also, hinein in die Sauna.

Unter uns gesagt, von geheimnisvollen Riten spürte ich nichts. Das hat mich beruhigt. Dafür wies mir der weißbeschrürzte Sauna-Bademeister einen Spind an und drückte mir ein Handtuch in die Hand. Seife hatte ich mitgebracht. Da stand ich denn hilflos herum und guckte, was die anderen machten. Ja, die anderen zogen sich aus, splitterfasernackt zogen sie sich aus. Ich bin allerdings nicht für Nacktkultur, schon weil es hier nur Männer waren. Indem ich noch so still vor mich hindachte, stieß mich jemand an. Ich schluckte einmal kurz und zog mich ebenfalls aus. Eine Sauna hat ja wirklich nichts mit Nacktkultur zu tun, beruhigte ich mich. Also brauche ich mich auch nicht zu schämen, wenn ich nicht den Körper eines Adonis habe. Die Kollegen werden wohl gleich mir nicht zum schönsten Mann des Jahres gekrönt werden. Ha, die Kollegen ... Ich schaute mich um. Sie waren verschwunden, planschten wohl schon. Ich hörte Wasser rauschen. Die Tür zum Brauseraum war einladend geöffnet. Rasch machte ich mich fertig, das heißt, legte weiter ab und sprang auf die Waage. Hm, hübsche Fettpolsterchen! Ob die nachher weg sind? Ich grübelte nicht weiter. Als ich das Lachen und Prusten hörte, verspürte ich plötzlich eine unbändige Lust, nun endlich die Sauna am eigenen Leibe zu erproben. Gleich rechts im Brauseraum fand ich drei Brausen. Warm — kalt, ah, das tat gut!

Reinigungsbrausen sind das. Hier schrubbt man sich mit Seife allen Alltagsstaub runter. Großartig — und noch einmal! Vermutlich war ich bereits ein Pfund leichter, ein Pfund Dreck.

Mein dicker Schutz-Mann, der eifrige Saunaist, war nicht mehr zu sehen. Ich trat näher an die meergrün gekachelten Wasserbecken heran. Kein Mensch drin.

Na, schön, umso besser. Da könnte ich mich allein tummeln. „Halt, nein, jetzt gehen Sie erstmal in die Sauna“, rief mir der Bademeister zu. „Sauna? Na, ich bin doch da!“ „Ich meine natürlich in den Schwitzraum.“ Bei mir dämmerte es. Wie blöd sich der Mensch doch mitunter anstellt! Richtig, da hinten links war ein Holztürchen. Das sah tatsächlich nach finnischer Sauna aus. Vorsichtig öffnete ich diese Tür und steckte meinen Kopf durch. Eine tolle Hitze schlug mir entgegen und preßte mir die Luft weg. „Zumachen! Raus oder rein“, schrie es mir entgegen. Verschüchtert trat ich näher und sah, geschüchtert wie die Sprotten in der Kiste in drei Etagen all die lieben Menschen sitzen, liegen und dösen, die mit mir hereinmarschiert waren. Oben, auf dem höchsten Holzbrett, saß so eine Art Oberboß. Der grinst mich bleichen Neuling rosigesichtig an und verteilte gute Ratschläge. Tatsächlich, es waren wirklich gute Ratschläge; denn es war ein Erfahrener! Ich breitete mein Handtuch aus und setzte mich auf den untersten Rost, ins linke Eckchen, möglichst ferne von dem Höllenöfen. Unnatürlich heiße Ofen möchte ich nämlich immer noch nicht, aber ansonsten gefiel es mir mittlerweile recht gut.

„Es siedet das Blut, räumt die Schlacken aus dem Körper, macht widerstandsfähiger gegen das Klima und Infektionen, massiert die Blutgefäße, bengt Herz- und Kreislaufschäden vor, beseitigt Trägheit des Geistes und der inneren Organe“, hat unser Werkarzt einmal gesagt. O ja, ich glaub's, spür ich doch, wie die Schlechtigkeit in Form von Schweißtröpfchen aus meinem Körper rinnt. Aber schlank würde ich doch nicht, hat er weiter gesagt. Da müßte ich weniger essen und trinken, hat er gesagt. Hm, schwierig, da es doch so gut schmeckt. Übrigens trinkt man die Flüssigkeit ohnehin wieder rein, sinnierte ich auf meinem Rost und ließ mich rösten. Als ob er Gedanken lesen könne, meinte der Oberboß auf der höchsten Sprosse: Zitronenwasser trinken, Herrschaften, das löscht den Durst und setzt nicht an. Nix Bierchen, das ist zu nahrhaft für euch Mollerte.“ Sprach's und kletterte herunter, ramte zur Ringbrause, aus der es eiskalt spritzte — und hinein in das kleine Wasserbecken. Ich hinterher, auch hinein in das kleine Becken. Meine Güte, war das kalt, aber bestimmt richtig! Ich hatte begriffen, daß die Sauna aus Gegensätzen lebt und meine Abneigung gegen gar zu heiße Ofen und gar zu kaltes Wasser aufgegeben — wenigstens in diesem Falle. Allerdings begriff ich auch, daß Leute mit bestimmten schweren Herzfehlern nicht saunieren dürfen. Auf jeden Fall sollten sie vorher ihren Arzt fragen.

Wir zehn Männer lobten wie zehn Jungen im großen, mit warmem Wasser

gefüllten Becken herum. Nach fünf Minuten verzog sich der erste, zwei Minuten später der zweite. Wohin sie gingen, blieb mir rätselhaft — bis der erste wieder in die Sauna an den Ofen stolperte. Ich ging dahin, wo er hergekommen war. Da stand der Bademeister und bespritzte mit einem Schlauch meinen Schutz-Mann, hinter dessen breiten Rücken ich diese Stätte der Freuden betreten hatte. Ich legte mich auf eine Pritsche, ließ mich kneten und belehren, daß dies ein Naßmassageraum sei. Die Bürsten und die Fäuste walkten eine Menge schmerzender Muskeln durch. Ei wei, ei wei! Aber, es soll gut sein! Nun schnell abgetrocknet und ebenso wie mein dicker Schutz-Mann noch einmal hinein in die Sauna. Jetzt verschlug es mir nur noch wenig den Atem und ich erwärmte mich für das Verhalten des Oberboß auf der höchsten Sprosse. Er saß da in 100 Grad Celsius. In der mittleren Stufe herrschte eine Temperatur von 90 bis 100 Grad. Ich setzte mich jedoch wieder bescheiden unten hin, wo es „nur“ 85 Grad waren. Allmählich wurde ich müde, aber es war eine wohlige Müdigkeit. Ich kühlte mich wieder ab, verließ den Brauseraum und nahm ein Frotteehandtuch und einen Saunakittel in Empfang. Das Handtuch war vorgewärmt. Meine Güte, so etwas Nettes, so etwas Fürsorgliches! Oh, was war mir wohl, wie wohl, kann kaum jemand ermessen! Beglückt hüllte ich mich in meinen Saunakittel und ließ mich leicht in eine tiefe Ruhelage gleiten. Plätscherte in der Sauna ein Gespräch, so herrschte hier völlige Stille. Man ist tatsächlich müde. Genüßlich streckt man die Glieder und bums — weg bist du, dem Schlaf in die Arme gesunken.

„... ja, vielen Dank. Bis zum nächsten Mal nächste Woche.“ Das waren die ersten Worte, die wieder in mein Bewußtsein drangen. Aha, man ging. Abschiedszeremonie. Rasch sprang ich auf. Der Bademeister möchte schließlich auch nach Hause gehen. Ich reckte und streckte mich und kam mir vor, als hätte ich acht Stunden gut geschlafen. Mein Körper sagte laut: „Danke schön.“ Mein Mund blieb stumm. Ich stieg in den Bus und fuhr nach Hause: sauber, frisch, energiegeladen. Da behaupten die Leute immer, man sei zerschlagen nach einem Saunabesuch. Also, ich merkte nichts davon. Ich hatte meinen „Wasser- und Dampfrausch“ im Ruheraum gut ausgeschlafen. Vergnügt lächelte ich vor mich hin: wurde doch tatsächlich aus mir, einem Saunagegner aus Unwissenheit ein Saunabegerister, dank dem Wissen um die Sauna. Ich denke, ich wagte es sogar, vor der Schicht zu saunieren. Wäre allerdings schade um den sauberen Körper. Der Bus schunkelte leise. Das mochte ich zwar nicht besonders gern, aber heute störte es mich nicht. Die Gedanken

schunkelten mit. Ich würde meiner Frau von meinem Saunalerlebnis erzählen. Sie sollte auch dann und wann gehen. Ich stieg also aus, voll der Begelsterung. Was kriegte ich zu hören: „Nä, min Iewe Mann, ich john da nit hin.“ Und warum nicht, wenn ich fragen darf?

„Dünner wird man doch nicht davon.“

„...??...“

„... hast du selbst gesagt. Alles, was ich herausgeschwitzt habe, trinke ich dann wieder rein.“

„Unfug, trink' Zitrone. Die löscht den Durst gut und zehrt.“

„Auf der langen Fahrt nach Hause erkälte ich mich.“

„Wieso? Du legst dich doch mindestens eine halbe Stunde hin. Das mußt du natürlich tun. Der Körper braucht vollständige Ruhe.“

„Ich gehe doch nicht — wegen der Haare. Dann sehe ich wie ein wildgewordener Handfeger aus.“

Sie verließ das Zimmer. Ich schlug die Türe hinter mir zu.

So endete unser Gespräch. Sobald eine Frau von ihrer Frisur redet, ist bekanntlich nichts mehr mit ihr anzufangen. Ich kenne diese Sorgen nicht. Meine drei Haare kriege ich stets wieder hin.

(Anmerkung der Redaktion): Dabei brauchen die Frauen keinerlei Hem-



mungen zu haben! Dem weiblichen Körper tut ein Saunabesuch ebenso gut wie dem männlichen. Und einem dichten dauergewellten Haarschopf kann das Dampfbad so wenig anhaben wie einer männlichen Glatze! Die Haare sollten freilich Strähne für Strähne mit einer Creme bearbeitet werden. Dieses Fett zieht die Hitze wieder heraus. Jede Frau kann die Sauna ebenso gepflegt verlassen, wie sie sie betreten hat.

Nach den Herzensergießungen eines saunaliebenden Mitmenschen — was nun? Vielleicht überwinden die Zagen den ihre Zurückhaltung, so wie sie der Verfasser dieses Aufsatzes überwunden hat und werden begeisterte Saunasten wie er? Körper und Geist würden sich freuen — das Portemonnaie übrigens auch, da es so billig ist.

Ich weiß Bescheid

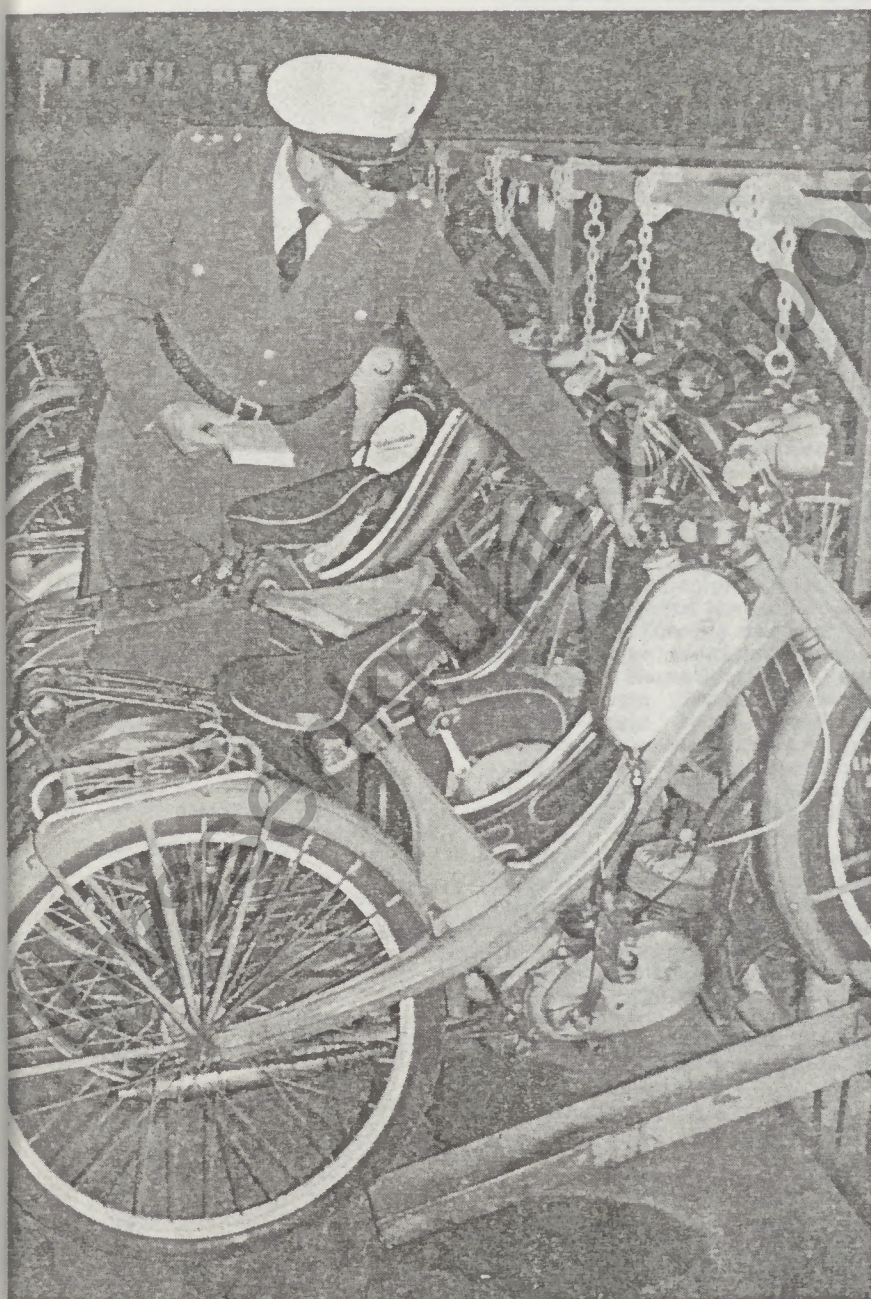


und
DU?

Wissen wir wirklich Bescheid im Straßenverkehr? Die Verbots- und Gebots-schilder häufen sich. Aber werden wir dadurch sicherer? Einige Städte haben den Schilderwald radikal abgebaut. Sie sagen, sie hätten gute Erfolge erzielt. Die zahlreichen Verkehrsunfälle, die in der Bundesrepublik tagtäglich durchschnittlich 1100 Verletzte und 38 Tote fordern, sprechen eine allzu beredte Sprache. Wir wissen eben nicht Bescheid im Straßenverkehr! Auf elf deutsche Verkehrsunfälle entfallen fünf englische. Ist dieses Verhältnis nicht erschütternd? Dabei ist die Hauptstadt Großbritanniens und des Commonwealth, London, mit achteinhalb Millionen Einwohnern die größte Stadt der Welt. Alle zwei Minuten fährt ein Bus, jede Minute eine U-Bahn. Niemand drängt. Jeder reiht sich ein. Keiner springt auf. Nicht einer geht bei Rot über die Straße. Und hier? Das ist kein Nicht-Wissen, sondern das ist ein Nicht-Wollen! Wie rasen die Wagen am Werkor vorbei. Wie stürmen die Leute am Feierabend heraus, ohne nach links und nach rechts zu sehen. Wenn ein Fußgänger die Hand höbe, um den Fahrstrom zu unterbrechen, er käme knapp bis zum Kopf. Dann wüßte er nichts mehr. Man hätte ihn umgefahren... Das mag überspitzt formuliert sein — aber nicht in dem Ausmaß, in dem man annimmt. Leider. Wir sind die undiszipliniertesten Verkehrsteilnehmer der Welt. Das klingt nicht gut. Aber objektive Beobachter haben es festgestellt.

Wie stets, so prüft die Polizei auch dieses Jahr während der Verkehrssicherheitstage (vom 7. bis zum 13. Mai) die Fahrzeuge unserer Belegschaftsmitglieder. Strafen werden bei der ersten Kontrolle im Werk nicht ausgesprochen, nur Kontrollzettel angehängt, auf denen die Mängel des Fahrzeugs verzeichnet sind. Voriges Jahr wurden zahlreiche Nachlässigkeiten entdeckt. Und dieses Jahr?

Die Unfälle haben nicht ab-, sondern zugenommen. Falls wir aber im Straßenverkehr gut Bescheid wissen, vielleicht kommen wir dann doch davon.



„Das Zweirad im Straßenverkehr“ lautet das Arbeitsthema der diesjährigen Verkehrssicherheitstage vom 7. bis zum 13. Mai. Hier werden Mopeds unserer Belegschaftsmitglieder von der Polizei kontrolliert. Protokolle gibt es nicht, nur freundliche Ermahnungen.

Der Schildkrötenklub

Haben Sie schon einmal Schildkröten-suppe gegessen? Nein? Ich auch nicht. Sie soll zwar recht gut schmecken. Doch überlassen wir das den Feinschmeckern. Der Schildkrötenklub übrigens ist kein Klub der Liebhaber von Schildkröten-suppen. Er vereinigt auch nicht die letzten Angehörigen eines aussterbenden Indianerstamms, sondern seine Mitglieder sind Menschen, die einer „Schildkröte“ Leben und Gesundheit verdanken. Der Schildkrötenklub ist in den USA zu Hause. Seine Mitglieder leben eigentlich gar nicht mehr. Sie haben sämtlich eines auf den Kopf bekommen. Und wenn sie auf ihrem Kopf nicht den dicken Panzer einer „Schildkröte“ getragen hätten, einen Helm, einen Schutz-Helm, dann wären sie alle tot. Tatsächlich wird nur in den Schildkrö-

tenklub aufgenommen, wer am Sterben vorbeigekommen ist. Zwei Zeugen müssen bezeugen, daß allein der Schutzhelm Retter in höchster Not war. Ich fürchte, bei uns gäbe es nicht viele Mitglieder eines Schildkrötenklubs; denn um da Mitglied werden zu können, muß man eben den Schutzhelm tragen. Bei uns tragen die Leute aber nicht gern einen Helm. Warum eigentlich nicht? Er ist leicht — und schützt trotzdem. Jedoch, im Werk Oberbilk geht man nicht mehr ohne Helm (damit man nicht eines Tages ohne Kopf gehen muß)! Es tragen

blau	Warmbetriebe
grau	mechanische Werkstatt
grün	Erhaltungs- u. Platzbetriebe (außer Elektrikern)
rot	Elektrowerkstatt
gelb	Martinwerk (außer Gießgrube)

aluminium-	Martinwerk-Gießgrube
farben	Versuchsanstalt OVH
orange	Verwaltung
weiß	und Werkbesucher

Und im Werk Reisholz? In Reisholz findet man sich an vielen Stellen mit wehenden Locken hübscher. Es sollen aufsetzen

gelb	Rohrwerksbetriebe einschließlich Walzwerk
aluminium-	
farben	E-Stahlwerk
weiß	Verwaltung und Werkbesucher

Doch wann folgen die übrigen Betriebe? In einem Industriewerk fällt dann und wann irgendwas von irgendwo auf irgendwen. Wenn es einen Helmträger trifft, dann ist der kaum betroffen. Sein Schutzhelm schützt ihn.

Aus unserer Werkbücherei

Alistair MacLean: **Die Kanonen von Navarone.** — Roman. — München: Kindler Verlag. — 8°, Leinen, 389 Seiten

Eines der gewaltigsten, dabei unbekannten „Abenteuer“ des an Ereignissen wahrhaft nicht armen letzten Krieges war der Kampf eines vierköpfigen überragend intelligenten und überragend tollkühnen Sonderkommandos der Briten gegen die deutschen Langrohrgeschütze von Navarone. Navarone, ein uneinnehmbares Felsenest, beherrschte die türkischen und die griechischen Zufahrtswege zur See und in der Luft. Außerdem hielt es das Schicksal von zwölfhundert Briten auf Keros in der Hand. Navy und Air Force hatten Hunderte von Opfern zu beklagen, sinnlose Opfer, wie sich herausstellte. Nun sollten fünf Mann unter Führung des kurz vor dem zweiten Weltkrieg weltbekannten Neuseeländers Keith Mallory vom „Sonderkommando Wüste“ und Bootssonderdienst schaffen, was vierhundert Flieger und Seeleute nicht geschafft hatten: die deutschen Kanonen sprengen und damit den Briten wieder Bewegungsfreiheit im Mittelmeer geben. Man weiß, das Wagnis ist gelungen und von den fünf Todeskandidaten haben vier überlebt. Das Buch berichtet in sachlichem gehobenem Reportagestil von Sonntag 1.00 Uhr bis Mittwoch 16.00 Uhr. Da stand Navarone nicht mehr. Der ausgezeichnete unpathetische Stil vermittelt dem Leser die Illusion, er sei dabei gewesen.

NEUES

vom Büchermarkt

Wolfdietrich Schnurre: **Das Los unserer Stadt.** — Olten und Freiburg/Br.: Walter-Verlag. — 279 Seiten, Leinen DM 15,80

Vor einigen Monaten durfte das geistige Düsseldorf Zeuge eines bedeutsamen Ereignisses werden: In der Galerie Nebelung las der vorjährige Immermann-Preisträger (der Stadt Düsseldorf), Wolfdietrich Schnurre, aus seinem neuen Buch. Der mit skurrilem Humor in eine überhöhte, ebenso phantasievolle wie phantastische Welt entführende Autor erreicht eine „neue“ vergeistigte Wirklichkeit. Er bestätigt zugleich die Reichweite seiner die Wirklichkeit ins Transzendente hebenden politischen Begabung. Schnurres Wahlheimat Berlin stieg hinter dem sachlichen Chronistenstil herauf.

In den sechs „Büchern“ werden zahlreiche kurze und längere Prosastücke zusammengefaßt, die eine lose thematische Verbindung untereinander haben, im übrigen aber in sich abgeschlossen sind. Es sind Einzelberichte des Chronisten vom „Los unserer Stadt“. Der Autor arbeitet mit seinen bekannten skurrilen und surrealistischen Verfremdungseffekten: Menschen und Tiere sind gleich. Häuser und Felsen bewegen sich fort. Tiere und Pflanzen verrichten menschliche Arbeit. Diese Stadt ist so unheimlich „wirklich“ in einem höheren Sinn wie das Leben bei Hieronymus Bosch. Die Sprache aber ist weder märchenhaft noch reich garniert. Sie ist vielmehr hart, kühn, exakt und scharf. Da bleiben keine muffigen unausgeleuchteten Ecken. Das Udenkbare geschieht voller Selbstverständlichkeit. Das Normale ist bedenklich. Schnurres Buch ist ein großer Wurf, ebenso bedeutsam wie die von Böll und Grass. Unheimlich, daß sich diese Werke sämtlich in einer gespenstigen Welt bewegen! Dichter spüren das Grauen, das uns unter der spiegelglatten Oberfläche umgibt. In mancher Beziehung weht im „Los unserer Stadt“ eine ähnliche Luft wie in Kasacks „Stadt hinter dem Strom“. Ein beängstigend instruktives Buch „Das Los unserer Stadt“. Der es schrieb, ist ein großer, ein leidender Künstler.

Hans Gruhl: **Ehe auf krummen Beinen.** Roman. — Mit farbigen Illustrationen von Lilo Rasch-Nägele. 1959, Hamburg: Nannen Verlag. — 157 Seiten, Leinen DM 6,80

Kennen Sie des Dackels Blasius Erlebnisse als Junggeselle bei einem Jungesellen? Nein? Na, dann aber schnell „Liebe auf krummen Beinen“ gelesen. Als Film ist es übrigens auch zu begucken. Blasius hat die Pfote im Spiel und besorgt geschickt und diplomatisch seinem Dan „die bessere Hälfte“. Für sich selbst lehnt er vorläufig dankend ab. Im zweiten Band „Ehe auf krummen Beinen“ erwischts ihn dann aber. Er führt die Langhaardackelin Loni heim. Er macht das mit einer Mischung von vornehm-zurückhaltend bis todesmutig-verwegen. Man denke zum Beispiel an den Kohlenkeller oder die Speisekammer (in der er seine gute Erziehung vergaß). Blasius ist ein würdiger Vertreter seiner Rasse. Unfug, würdig ist er natürlich nicht! Er grinst vielmehr ständig. Aber das ist bezeichnend für einen rassereinen Langhaardackel. Und er philosophiert. Vielleicht ein bißchen zu klug. Aber das ist auch bezeichnend. Schließlich hat er einen charmant-philosophischen Herrn und ein kluges, sehr hübsches Frauchen. Am Ende des Buches darf er den kleinen Daniel und vier süße Langhaardackel beschnuppern. Er ist sehr zufrieden und kein bißchen stolz. Das liegt ihm nämlich nicht. — Man sieht, der Rezensent ist vollkommen „hin“. So reizend ist das Buch! Und die Zeichnungen erst! Wenn es bei Dackels Orden gäbe, kriegte Lilo Rasch-Nägele den Super-Ober-Dackel-Orden Erster Klasse.

Claus Schöndube: **Bei uns und anderen.** — Europäische Aktionsgemeinschaft e.V., Bonn. — 8°, ill., 156 S., kartoniert DM 4,90

Daß sich die Welt in den letzten 50 Jahren entscheidend verändert hat, wird uns tagtäglich — mitunter schmerzlich — bewußt. Dieses Buch berichtet in einer den jungen Menschen ansprechenden Form von diesen Veränderungen. Im Grunde besteht es aus nichts weiter als aus ungefähr 25 Artikeln und Kurzgeschichten, die die europäische Veränderung aufzeigen. Die Artikel sind durchaus nicht alle heute geschrieben. Da ist zum Beispiel Hermann Orberths, des Atomphysikers, „Mondauto“, da ist Carl Heinrich mit seinen „Berliner Notizen aus den Jahren 1932 bis 1945“, Hans und Sophie Scholls „Aufruf an alle Deutschen“, Henrik van Loons „George Washington“. Dazwischen Aufsätze, die die Atmosphäre genau treffen: Peter Kliff, Englische Jungen spielen Politik, Heinrich Böll, Mein Onkel Fred. Dann geschickt eingestreute „Belehrungen“ (Europa in der Bewährungsprobe, Die wirtschaftliche Integration Europas). Die teilweise recht ausdrucksstarken Zeichnungen von Hermann Rasdorfer machen das Buch noch wertvoller. Es ist eine Zusammenstellung, die aus den verschiedensten Quellen gespeist wird. Diese Zusammenstellung ist gut. Sie verdient, gelesen zu werden.

Willy Kramp: **Das Lamm.** Erzählung. — 1959, München: Biederstein Verlag. — 133 Seiten, Leinen DM 6,80
Eines Tages brachte der Vater ein Lämmchen mit. Es war im Industriegebiet, in der Nähe von Dortmund. Der 14jährige Bernd freunde sich mit dem Tier an, trieb es auf die

Wiese, gab ihm Stroh und Wasser und sprach mit ihm. Als es im Herbst geschlachtet werden sollte, schrie der Junge auf. Er beschwor seinen Vater, es leben zu lassen, wenigstens noch einen Sommer. Der schüttelte den Kopf. Da holte Bernd das Tier nachts, als die Eltern schliefen, aus dem Stall und zog mit ihm ins Münsterland, wo der Onkel einen Hof hatte. Er sollte das Tier seiner Herde zugesellen.

Auf dem Wege durch die Nacht hatte Bernd die wunderbarsten Begegnungen. Es war ein Weg zwischen Traum und Tag. Er war ebenso wirklich wie unwirklich. Bernd befreundete sich mit einem Mädchen und sah es wenige Zeit später sterben. Er redete mit ihrem Vater, einem Mann, aus dem in der Trunkenheit die Verzweiflung spricht: „Sie haben aus der Welt einen Hofhofen gemacht, und wir sind der Schrott, den sie hineinschütten. ‚Was willst du?‘ sagen sie. ‚Du verdienst doch gut. Du hast zu fressen. Du kannst dich besaufen. Du hast ein Dach über dem Kopf. Was fehlt dir? Eine Frau? Hier sind Frauen genug.‘ Aber ich will meine Frau, versteht ihr. Ich will mein Dach, nicht irgendeines ... Und meine verreckten Söhne? ‚Du hast eine Tochter‘, sagen sie. Ja. Hab’ ich. Aber meine Tochter, aus der haben sie ein Flittchen gemacht. Als ich sie wiederfand, waren wir beide im Dreck, sie und ich. Beide.“ Bernd war im Hause eines reichen alten Mannes, in dem der Papagei ihn einen Schafskopf nannte. Er fuhr mit einem Jungen. Es war, als ob er durch ein Leben führe, nein, durch zwei: durch sämtliche. Das Lamm war stets dabei. Es war ein einfältiges Tier und zugleich ein Symbol.

Einen doppelten Boden hat diese Erzählung. Sie ist herb und schlicht, nachdenklich, versonnen und dann wieder sehr diesseitig — so wie die Menschen des Münsterlandes. Der Autor ist einer der ihren. Er verleiht ihrer schwerfälligen Art, ihrem kräftigen Lachen und der bohrenden Liebe zu ihrer Scholle die Dichterstimme. Denn ein Dichter ist Willy Kramp. Seine Sprache fließt ruhig und stetig. Jedes Wort steht genau da, wo es stehen muß, auch in seinen anderen Büchern und Geschichten.

Friedrich Sieburg: **Chateaubriand.** Romantik und Politik. — 1959, Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt. — 480 Seit., Leinen DM 19,80
Friedrich Sieburg, der große Journalist, war nie ein Journalist, vielmehr ein großer Schriftsteller, sagt Max v. Brück. Und der jetzt 66-jährige Schriftsteller Sieburg, der einen wahrhaft großen Stil, eine Maniera grande schreibt, liebt Frankreich, wie nur ein Deutscher Frankreich lieben kann. Eines seiner frühesten und bekanntesten Werke ist „Gott in Frankreich?“, bescheiden „Ein Versuch“ genannt. Weiten Kreisen bekannt wurde Friedrich Sieburg mit den faszi-

Durch den Tod gingen von uns:

Hermann Bühnen

Pensionär
früher Vorarbeiter in der Dreherei 9. 1. 1960 Werk Oberbilk

Peter Grundmann

Pensionär
früher Mechanische Werkstatt 21. 3. 1960 Werk Reisholz

Willi Jansen

in der Schlosserwerkstatt 21. 3. 1960 Werk Reisholz

Andreas Daniel

Pensionär
früher Dreher in der Mechanischen Werkstatt 26. 3. 1960 Werk Reisholz

Heinrich Hasselbach

Pensionär
früher Mechanische Werkstatt 6. 4. 1960 Werk Reisholz

Conrad Meuter

Pensionär
früher Werkzeugschlosser in der Werkzeugmacherei 14. 4. 1960 Werk Oberbilk

Karl Moog

Pensionär
früher in der Abteilung Rohrversand 18. 4. 1960 Werk Reisholz

nierend geschriebenen Biographien „Robespierre“, „Napoleon“ und jetzt also „Chateaubriand“. Alle Lebensbeschreibungen Sieburgs sind authentisch. Sie fußen auf einer von ihm selbst „kauzig“ genannten Detailkenntnis. Im Nachwort zu „Chateaubriand“ sagt Sieburg: „Ich habe keinen Vorgang, keine Szene, keinen Zug und kein Requisit erfunden. Alles, was als direkte Rede auftritt, ist tatsächlich gesagt oder geschrieben worden. Die historische Treue wurde fast überängstlich von mir gewahrt, schon damit niemand versucht sei, dies Buch in die Nachbarschaft jener romanhaften Lebensbeschreibungen zu rücken, die bisweilen durchaus nicht übel sind, aber als Genre dem an sich schon gering entwickelten Geschichtsgefühl der Deutschen schaden.“ Dank seiner genialen Sprachbegabung und seiner hohen Intelligenz, die ihm eine begnadete Zusammenschau gestattet, schreibt Sieburg Biographien, die — es sei gestattet, sich dümmlich und trivial auszudrücken — spannender als der spannendste Roman sind. Einige Kritiker werfen Sieburg zwar vor, er habe das Thema Chateaubriand nicht ausgeschöpft. Selbstverständlich war Chateaubriand eine schillernde Persönlichkeit. Gerade das reizte ja den Autor. Aber wie soll man eine „schillernde, romantische Persönlichkeit“ ausschöpfen, da es mit den gewöhnlichen, faden schon nicht gelingt? Daß Chateaubriand eine schillernde Persönlichkeit ist, bedeutet selbstverständlich noch nicht, daß sein Biograph eine glänzende Lebensbeschreibung vorlegen muß, wie es geschehen ist.

Sieburg überschrieb das erste Kapitel: „Wie Egoisten begraben werden.“ Aber er stellt nach wenigen Zeilen fest, daß noch niemand eine befriedigende Definition des Begriffes Egoismus gegeben hat. Dazu war „Chateaubriand ein Künstler, und das Künstlertum ist ein Zustand, dem jede andere menschliche Bedingung sich unterordnen muß. Der Künstler, wie rein oder befleckt sein Wesen auch sein mag, kann nur für sich und durch sich leben.“ Chateaubriand fand treffende Formulierungen, so wie sein Biograph Sieburg treffende Formulierungen findet. Chateaubriands „Le genie du christianisme“ erschütterte eine Generation abgebrühter Schöngeister. Sieburgs „Chateaubriand“ macht die gegenwärtige deutsche Generation, die von dem Franzosen gerade den Namen weiß, mit einem Leben und mit einer Zeit bekannt, die sie gemeinhin die napoleoni-sche nennt und damit völlig falsche Vorstellungen verbindet. Dieser Chateaubriand, der Napoleon glühend verehrte und später ebenso glühend haßte, diente der französischen Lillie treu, obwohl er die Fehler seines Königs sah. Er glaubte, Vergangenes zu restaurieren und Geschichte ungeschehen machen zu können. Sein Ehr-

geiz kämpfte bis zum letzten Atemzug mit seinem Stolz, seine Lust an den Gütern des Lebens rang ohne Aufhören mit seinem Weltschmerz, den er schöner und beredter vertreten hat als irgend-ein anderer Sterblicher, einschließlich Lord Byron. Seine „Erinnerungen von jenseits des Grabes“ überschatten alles, was er sonst noch geschrieben hat. Sie sind bis heute einer der Gipfel der französischen Literatur! Man darf nicht vergessen, daß Chateaubriand als Emigrant in London die Feder ergriff. Seine beiden Stützen waren damals die Philosophie des 18. Jahrhunderts und das Traditionsgefühl des bretonischen Edelmannes. Chateaubriand löste dem Jahrhundert die Zunge und bereitete jene romantischen Triumphe vor, die nach ihm kamen und im Guten wie im Bösen das menschliche Bewußtsein veränderten.

Das Unfaßbare an Chateaubriand gefaßt zu haben, ist das Verdienst seines genialen, seines sprachgewaltigen Biographen und Interpreten, ist das Verdienst Friedrich Sieburgs.

Wichtiges mit wenig Worten

Ernannt wurden:

ab 1. April 1960 Dipl.-Kaufm. Werner Kaldevey zum Leiter der Abteilung Organisation innerhalb der Hauptabteilung Finanz- und Rechnungswesen

ab 1. Mai 1960 Peter Deussen und Hans Heinz zu Betriebsleitern innerhalb der Erhaltungsbetriebe Reisholz.

ES IST GEÖFFNET...

Hauptkasse

Kassenstunden montags bis freitags
9.00 bis 12.00 Uhr
13.00 bis 15.30 Uhr

die Betriebskrankenkasse

werkseitig montags bis freitags
13.00 bis 15.30 Uhr
straßenseitig
montags bis freitags
9.00 bis 12.00 Uhr
13.00 bis 15.30 Uhr

das Lohnbüro Reisholz

straßenseitig
montags bis freitags
9.00 bis 12.00 Uhr
werkseitig
montags bis freitags
13.00 bis 15.30 Uhr
am Vortage der Lohnzahlung
jeweils geschlossen

Sozialabteilung und Grundstücksverwaltung

montags bis freitags
10.30 bis 15.30 Uhr

Bücherei Reisholz (Unterhaltung)

montags und donnerstags
11.00 bis 13.00 Uhr und 13.30 bis 15.30 Uhr

Fachbücherei Reisholz

mittwochs und freitags
12.00 bis 13.00 Uhr

Unterhaltungsbücherei Oberbilk

montags und donnerstags
13.00 bis 16.00 Uhr

Arztprechstunden Reisholz

montags, mittwochs, freitags
10.30 bis 12.00 Uhr
dienstags und donnerstags
14.00 bis 15.00 Uhr

Arztprechstunden Oberbilk

montags, mittwochs, freitags
14.00 bis 15.00 Uhr
dienstags und donnerstags
9.30 bis 12.00 Uhr

Verbandstube

täglich 7.40 bis 17.00 Uhr
samstags 8.00 bis 12.30 Uhr

Medizinische Bäder-, Massage- und Bestrahlungsabteilung

montags bis freitags 7.40 bis 17.00 Uhr

Fußpflegedienst

montags bis freitags nach Vereinbarung

Sauna (Frauen)

montags 10.00 bis 18.30 Uhr Einlaß

Sauna (Männer)

mittwochs, donnerstags und freitags
11.00 bis 18.30 Uhr Einlaß

die Tankstelle

montags bis samstags
6.00 bis 7.40 Uhr
montags bis freitags
13.00 bis 15.30 Uhr
samstags
12.00 bis 14.30 Uhr

Mutter fährt nach Hause

Von Paul Feichten



„Warum willst du uns schon wieder verlassen, Mutter? Du wolltest doch vierzehn Tage bleiben! Wir haben für dich ein schönes Zimmer freigemacht, Klaus hat für übermorgen Theaterkarten besorgt, am Sonntag hat dein jüngster Enkel Geburtstag — und da willst du morgen heimfahren?“

„Sei nicht böse, Margot“, sagte die Mutter, „eine alte Frau wie ich gehört nach Hause, in ihre eigenen vier Wände.“

„Auf dich wartet doch niemand, Mutter. Du kannst doch bleiben, so lange du willst. Wir sind noch gar nicht dazu gekommen, dich richtig zu verwöhnen.“

„Doch, Kind, das habt ihr reichlich getan“, sagte die Mutter und streichelte Margots Hand, „ihr habt mir die Fahrkarte geschickt, erster Klasse noch dazu, ihr Verschwender. Ihr habt mich von der Bahn abgeholt, ihr habt mir Blumen ins Zimmer gestellt und eine wunderschöne Schale mit Obst, sogar Weintrauben waren darauf... in dieser Jahreszeit.“

„Du kommst so selten zu uns, Mutter. Bei Kurt und Käte bist du viel öfter. Das Bett ist ohnehin überzogen, wie du früher immer gesagt hast, wenn wir einen Gast hatten. Vorgestern ankommen und morgen wieder wegfahren, nein, das gibt es einfach nicht, Mutter.“

Als die Tochter aus dem Zimmer gegangen war, in die Küche; denn eine Hausfrau hat am Vormittag allerhand zu tun, zumal, wenn die Mutter zu Besuch ist... als Mutter allein war, blieb sie auf dem Stuhl vor dem Nähtisch am Fenster sitzen, nähte einen Knopf an den Schlafanzug ihres Enkelkinds, stopfte einen Kinderstrumpf und tat sonst noch allerhand, was eine Groß-

mutter tut, um sich im Haushalt der Tochter nützlich zu machen.

Zwei Jahre hatte sie ihre Tochter Margot nicht besucht. Die Reise war ein wenig zu weit und zu teuer. So war sie zu ihrem Sohn Kurt und seiner Frau Käthe gefahren und meistens zwei Wochen geblieben, damit sich die Fahrt auch lohnt. Jetzt aber hatte Margot darauf bestanden, daß Mutter einmal zu ihnen kommen müsse. Sie hatte die Fahrkarte geschickt und geschrieben, wie sehr sich schon alle darauf freuen.

„Wir lassen Dich so schnell nicht wieder wegfahren, Mutter“, stand in dem Brief, „bleibe bei uns, so lange es Dir gefällt.“ Wie beglückend ist es, solche Briefe zu erhalten und zu wissen, das Alter besteht nicht nur aus einsamen Tagen. Man hat Kinder, denen man willkommen ist, die sich sogar darum streiten, zu wem Mutter jetzt kommen soll. Da packt man den Koffer voller Freude und kann die Stunde der Abreise kaum erwarten. Da steigt man die drei Treppen zur eigenen kleinen Wohnung gern herauf und hinunter, wenn es gilt, Geschenke für die Enkelkinder zu kaufen und ein Goldstück von der Bank zu holen, das man der Tochter am ersten Tag unter die Kaffeetasse schieben will. Die Kinder müssen ja auch sparen. So ein Besuch kostet Geld. Ein wenig will sie dazu beitragen. Das hat sie immer getan, das mit dem Goldstück. Käthe, die Schwiegertochter, muß schon sieben Goldstücke haben. Und Margot hat erst das zweite erhalten. Vielleicht würde sie dieses Mal zu den vierzehn Tagen noch ein paar Tage hinzufügen. Jetzt im Frühling, wo man mit den Enkelkindern spazierengehen kann, wenn die ersten warmen Sonnentage kommen... Das wäre alles sehr schön.

Ganz genau hat sie es sich in ihrer Vorfreude ausgemalt — dann aber, vor einer Stunde, nein es war noch nicht einmal eine Stunde her, hatte Mutter den Entschluß gefaßt, sofort wieder wegzufahren. Sie wird schon eine Ausrede finden, die Kinder sollen nichts merken. Sie sollen nicht wissen, daß sie weiß. Warum sie kränken? Nein, lieber geht man still seiner Wege. Mögen die Kinder ruhig den Kopf schütteln und sagen: „Mutter wird allmählich ein wenig schwierig.“ Geschrieben hatte sie es ja schon, ihre Schwiegertochter Käthe. Es stand in dem Brief, den Mutter vor einer Stunde im Nähkasten gefunden hatte, ein Brief ohne Umschlag, verlegt und vergessen. Nun, da sie allein war, holte ihn die alte Dame noch einmal hervor und las die Stelle zum zweiten Male. Die Gläser ihrer Stahlbrille liefen nicht einmal an; denn auch die Tränen fließen bei einer alten Frau langsam.

„... ihr könnt sie auch einmal nehmen, Margot“, stand in dem Brief der Schwiegertochter, „Mutter ist jetzt schon so oft über die Feiertage und auch zwischendurch bei uns gewesen. Wir möchten auch gern einmal unsere wenigen freien Tage im Jahr für uns verleben. Mutter ist ja recht lieb, aber man muß doch eine Menge Rücksicht auf so eine alte Dame nehmen. Wir rechnen also nicht mit Mutters Besuch. Nun seid Ihr einmal dran. Schreibt Mutter möglichst sofort und ladet sie ein, damit sie gar nicht auf den Gedanken kommt...“

Nun liefen die Gläser der alten Stahlbrille doch an und Mutter nahm ihr Taschentuch, um sich die Brille zu putzen.